

ERV

ROTES LEBEN

Tagebuchnotizen

von

Monika Prams-Rauner

Augsburg 2011

1. Auflage
Alle Rechte vorbehalten
©Dr. Erwin Rauner Verlag 2011
www.erwin-rauner.de

Druck: docupoint GmbH Magdeburg

ISBN 978-3-936905-45-8

aus der Zelle hinausgehen
voll schmerzender Sehnsucht
in den Wind fallen
und leben

so nah wie möglich am Himmel

ROTES LEBEN

TEIL I

Aus der Dialysezeit (2002-2003)

Wenn man eine Krankheit hat, die einen an den Rand des Lebens führt,
wenn man plötzlich ahnt, wie kurz diese Spanne Leben ist, die bleibt,
wenn man weiß, dass man nie mehr im Leben so gesund sein wird wie früher,
dann sickert der Tod durch jeden Tag und jede Stunde,

und warum sich das Leben, mühsam und doch stark halten will, ist ein Rätsel.

Wir stehen auf der Warteliste des Todes. Die Zeit läuft für jeden.

Die Transplantation ist eine Hoffnung auf Aufschub. Für einige Jahre wird dem Tod ein Schnippchen geschlagen, er wird überlistet und er lässt sich überlisten und lächelt dabei,

weil er sich seiner Sache sicher ist.

Alles ist in der Schwebel, unfassbar, nicht zu halten und nicht zu retten.

Trotzdem kann ich nicht anders, als die Zeit erinnernd festhalten, auch wenn ich weiß, dass mein Leben mir in der Hand zerrinnt wie der Sand in einem Stundenglas.

Ich falle von dieser Erde schon seit Jahren.

Während ich an der Maschine hänge
Da liege ich unter dem weiten Himmel, unfähig,
selbst zu leben, immer abhängig von den anderen.
Wenn ich die Augen schließe, sehe ich einen Strudel
in meinem Gehirn, nur diesen großen rotbraunen
Strudel, alles scheint entweder darin versunken oder
einfach nie dagewesen zu sein, denn es ist nichts da.
Es ist wie ein apokalyptisches Bild.
Jetzt verstehe ich, warum das Blut Lebenssaft ge-
nannt wird.
Wenn es vergiftet ist, wird der Mensch saft- und
kraftlos, die anderen meiden ihn, als würden sie die
Krankheit wittern. Er strahlt Kälte aus.
Wenn das Blut von guter Beschaffenheit ist, dann ist
auch der Mensch fröhlich und lebensfroh, dem
Leben zugeneigt. Er strahlt Wärme und Lebens-
freude aus. Seit ich an der Dialyse bin, das Blut
entgiftet wird, bin ich wieder lebendiger, wärmer.

Alles Tote ist starr. Alles Starre ist tot.

Die Krankheit wirft mich immer wieder in meine
Grenzen zurück. Ich darf nicht anders sein, als ich
bin. Ich kann nicht anders sein, als ich bin. Aber ich
will die Grenzen sprengen. Ich will über mich
hinauskommen.

Juni 2002

Auf mir liegen Wolkenschatten.

Im rechteckigen Stück Himmel, das mir dieses
Fenster ausschneidet, sehe ich die hellen Wolken
dahinfliegen, und es ist, als läge ich als Kind im
Sommergras. Mitten in den weiten Ferien. Und
plötzlich ist keine Zeit vergangen und ich liege
immer noch unter dem gleichen blauen Himmel.

Noch einmal Sommerwind, und alles Dunkle ist vergessen.

Ich sitze auf dem Fensterbrett, träume in den knallblauen Himmel hinein, es ist Sommer und er scheint endlos zu sein. Die Uhr mag ticken, es stört nicht, denn ich habe unendlich viel Zeit vor mir. Ich bin gerade fünfzehn Jahre alt und neugierig auf das Leben und die Welt, die sich vor mir aufschlägt wie eine bunte Jahrmarktsbude.

Dann bricht die Krankheit aus.

Ich lebe im Nachtschatten. In der Dunkelheit. Im Abseits. In der Abgeschlossenheit.

Ich wachse nicht, ich sterbe langsam.

Der Tod ist der größere Teil in mir, der sich nach Licht sehnt.

Ich lebe nicht wirklich. Ich lebe nicht selbst. Ich warte und weiß nicht, worauf.

Ich werde eingegrenzt und bestimmt und lasse mich bestimmen. Ich kann nicht über meinen Schatten springen. Ich komme nicht über mich hinaus. Ich kann nicht ausbrechen aus mir.

Ich kann nicht handeln.

Ich erleide das Leben.

Ich leide am Leben.

Der Wind fährt in die Bäume und jagt die Wolken umher, das gibt dem Tag eine besondere Klarheit wie an hellen Föhntagen.

Vor meinem Fenster wächst verwildertes Gebüsch. Niemand kann hereinsehen. Manchmal hört man das Läuten der Kirchenglocken aus der Ferne, ein gleichmäßiger Wechsel zwischen zwei erzenen Tönen, der langsam ausklingt und schließlich verhallt. Das ist alles, was von außen hereindringt. Da die

Büsche hochgewachsen sind, werfen sie viel Schatten, es ist ziemlich dunkel.

Wenn ich mehr Licht möchte, kann ich auf die verglaste Terrasse gehen.

Das ist der einzige Ort, den ich ertrage. Mehr Welt macht mich krank.

Sommerwolken, große weiße Wolkenschiffe, die der Wind treibt über alle Meere, um den Erdball herum. Im Klee liegen zwischen den summenden Bienen, den Wolken zusehen, den Schwalben, Jahr für Jahr. Die Sonnenstrahlen gleiten über die Möbel, als ich von der Terrasse hineingehe – da fühle ich mich in die Ferne gerückt, als würde ich einen längst vergangenen und vergessenen Raum betreten, als würde ich emporgehoben; die Dinge um mich herum sind ja noch da und die gleichen, und trotzdem in einer anderen Beziehung zu mir. Ich sehe sie anders, als wäre es ein inneres Bild, als wäre es nicht wirklich, dass ich hier stehe.

Ich wandle durch innere Räume, die so vielfältig und abgrundtief sind wie die Tiefe des Alls, wohin keiner dringen kann. Ich lebe wie in einem Haus, aus dessen Fenstern man nur hinausschauen, in das von außen aber niemand hereinkommen kann. Immer falle ich in unendliche Einsamkeit. Der Himmel so blau, so leer.

Fülle der Zeit, die reifend sich vergeudet in Licht und Bitterkeit.

Die glühenden Mittsommertage schwinden dahin. Während ich hier schreibe, wärmt mich die Sonne noch, aber ich weiß, dass sie untergeht. Ich lebe hier abgeschieden und ruhig wie auf einem Landgut; hinter den Mauern meines refugiums, meiner Zuflucht, meines Fluchtpunktes, bin ich verborgen und geborgen. Warum sollte ich durch die äußerliche

Welt hetzen? Und doch werde ich manchmal so unruhig wie der Wind heute, als hätte ich etwas Wichtiges versäumt, was vergangen und dahin ist. Nur als Ahnung vorhanden, die mich nicht ruhen lässt.

Die Sommerwolkschiffe fahren hinaus in die unendliche Weite.

Der Wind weht die Wolken zur Terrassentür herein.

04.11.2002

Wir leben in beständiger Angst. Selbst die Hoffnung ist ein Kind der Angst. Unsere Lebenszeit verrinnt. Wir vertrösten uns auf ein Weiterleben, von dem wir nichts wissen, und wir erinnern uns nicht, woher wir gekommen sind. Wir klammern uns an diese Welt, was aber ist unser Leben?

Es gilt, die Angst zu überwinden. Ich kann inmitten der Welt weit entfernt sein von der Welt. Alles, was ich je gesehen und gehört habe, liegt in mir versunken wie in uraltem Wüstensand. Und ich falle hinter meine Lider in den dunklen Raum zurück, meine Herzkammer, da fühle ich mich aufgehoben.

Das ganze Leben liegt von Anfang an in jedem Wesen enthalten und mit der Zeit entfaltet es sich wie eine Pflanze und mit der Zeit verwelkt es. Was von außen kommt, was uns zustößt, ist nicht das Wesentliche. Accidunt. Die Dinge geschehen, sie treffen auf uns, auf unsere Haut, verletzen uns bis ins innerste Mark, bis in die innersten Eingeweide und das Herz und das Herzblut und die Herzkammer und die Seele, aber verändern können sie uns nicht, und wir können sie nicht verändern.

Die bernsteinfarbenen Blätter der Birken vor dem grauen Novemberhintergrund.

Von meinem Platz aus sehe ich ein Stück Himmel, immer nur dieses Stück Himmel zu jeder Jahreszeit. Manchmal kreuzt ein Flugzeug dieses kleine Rechteck Blau und hinterlässt eine federleichte Spur.

Zeit zum Träumen hat man hier jede Menge.

Ich fliege hoch über den Wolken, von Land zu Land, ohne irgendwo zu verweilen, heimisch und sesshaft zu sein. Ich bleibe nirgends zu lange, damit ich mich nicht einfinden muss in ein System, ein Gefüge, das mich angreift, etwas von mir fordert, mich in Beschlag nimmt. Immer bin ich auf der Flucht vor der Nähe der anderen. Kaum angekommen, treibt es mich wieder weiter.

Wenn ich wegfahren könnte, dann würde ich jetzt ein Jahr lang wegfahren, und es wäre mir völlig egal, was die anderen dazu sagen, denn ich weiß, ich lebe nur einmal, und ich lebe nicht auf die Rente hin, wie die meisten, sondern ich lebe jetzt, und in jeder Minute geht kostbarste Zeit verloren.

Deswegen würde ich missachten, was die meisten Leute beschäftigt. Ich würde alles verkaufen, was ich habe, und fortgehen, und nicht wissen, wann und ob ich jemals wiederkommen würde.

Aber ich muss jede Reise weiß Gott wie organisieren, und jetzt natürlich erst recht, ich muss immer meine Sicherheiten haben; wir sind das so gewohnt, wir meinen, es wäre alles sicher, wir wären abgesichert. Und jetzt kann ich nicht verreisen, ohne einen sicheren Dialyseplatz zu haben. Was wäre, wenn nicht ...

Ich bin hier sehr verwurzelt und ich weiß es. Ich träume von Rom, aber bin ich dort, freue ich mich auf die grünen Wiesen und die Berge, und schon ab Sterzing fühle ich mich heimisch.

Abends bin ich im warmen orangeroten Sonnenlicht an der Via Appia gesessen, auf den Stufen am Grabmal der Caecilia Metella. Die holperige alte Straße, die Bäume, die alten Steine, es war nichts anders als vor 2000 Jahren. In diesem Moment der Zeitlosigkeit fühle ich mich aufgehoben wie in einem gemütlichen runden Sessel. Das ist die Ewigkeit.

Österliche Schäfchenwolken, zerfledderte Federwolken ziehen über mein kleines Stück blauen Himmels, das ich von meinem Dialyseplatz aus sehe. Ich bin in Gedanken weit fortgeflogen.

Manchmal vergesse ich, warum ich hier bin.

Wo ist mein Platz in dieser Welt? Wäre diese Maschine nicht, wäre ich schon tot.

Weshalb wird mein Leben verlängert?

Wenn ich jetzt sterben würde, was würde ich über mein Leben sagen? Tag für Tag war angefüllt mit alltäglichen Notwendigkeiten und die Summe davon ergibt eine Lebenszeit.

Ich habe so viele Jahre gekämpft, nicht unterzugehen, jetzt lasse ich mich einfach treiben.

In einem Zug sitzen und wegfahren und alles hinter sich lassen, das wäre manchmal das Beste. Fluchtpunkte suchen, Fluchtpunkte liegen immer in der Ferne. Schreiben kann ich überall, ich mache mein Leben lang nichts anderes als lesen und schreiben.

Ich lebte mich in eine eigene Welt und war auf dem besten Wege abzusterben und alles Leben zu verlieren.

Warum habe ich nur die Welt um mich gar nicht wahrgenommen?

Es ist unwiederbringlich. Wie wenn einer stirbt, und man wollte noch so viel mit ihm reden, und kann es

nun nicht mehr. Und hier stirbt immer einer. Und doch reden wir nicht. Oder Belangloses, wir rühren nicht an die Wunden, die jeder inwendig trägt.

Von einer Maschine abhängig zu sein, um leben zu können, ist so unwürdig.

Wenn man nicht mehr aus eigener Kraft leben kann, fühlt man sich wertlos.

Sollte man lieber den natürlichen Werdegang des Lebens belassen? Ist es richtig, das Leben mit den gegebenen Mitteln so lange wie möglich zu verlängern? Da es diese Möglichkeit gibt, hält man sich daran, weil man sich ans Leben hält, weil man sich am Leben und an den anderen festhält. Weil man Zeit gewinnt, ein Stück Zukunft von dieser Erde. Aber irgendwo ist immer die Grenze.

Es schneit an diesem späten Nachmittag und das ist wunderschön, denn der gnädige Schnee verdeckt alles Graue und Hässliche.

Ich fühle mich völlig hin- und hergerissen zwischen meinem gedanklichen Leben und dem wirklichen.

Aber ich weiß jetzt, und für diese Einsicht hat die Krankheit einen Sinn, dass nur ein Weg bleibt von allen möglichen, die man sich denkt.

Glitzernder Schneestaub. Die Sonne ist wieder da. Das Leben beginnt.

Ich habe das Gefühl, als würde ich aus einer unglaublichen Erstarrung erwachen. Wieso war ich erstarrt?

Von den Toten auferstanden, würde ich fortgehen.

Ich würde leben mit aller Kraft und mich nicht mehr verletzen und nicht mehr verletzen lassen und nie mehr achten auf die Meinungen anderer.

Im Lauf des Lebens habe ich mich so verstrickt in viele Regeln und Vorstellungen, dass ich nicht mehr handeln, kaum noch atmen kann, bis ich mich aufgelöst habe in einem langsamen Verfall.

Aber ich sollte doch Vertrauen in mich und meine Lebenskraft haben.

Ich will mich befreien, aber gehe ich einen Schritt hinaus, dann will ich nur zurück in mein sicheres Haus, und niemanden sehen und hören. Wenn ich mir nur einmal selbst entkäme.

Ich möchte meinen Kopf frei machen von allen Zwängen.

Ich würde so gerne unbeschwert leben. Einfach schwerelos sein. Nicht über morgen nachdenken.

Ich gehe zu jeder Dialysestunde mit Büchern, die ich wie ein Zaubermittel, einen Schild, neben mich lege. Als Schutz gegen das Außen und als Fluchtmöglichkeit in eine heile Welt.

Die Traumwelt lässt mich nie los.

Aber ich bewehre mich mit den Büchern auch, um normales Leben zu beschwören, die Dialyse zu vergessen, sie zu verharmlosen, tätig am Leben teilzunehmen. Ich will mich schreibend am Leben halten, festhalten und erhalten.

Da ich sonst nichts tun kann, muss ich mein Leben in die geistige Welt, in die Gedanken verlegen und es ist für mich das Wichtigste, dass ich jeden Tag meine Arbeit tun kann, und das heißt: schreiben. Ich habe mich langsam über Jahre hinweg an den Krankheitszustand gewöhnt und kenne es nicht mehr anders.

Jeder kämpft um sein Leben, wir wissen ständig, dass wir zu nah am Tod leben, und wir wissen, dass wir nicht entkommen. Der Spruch über uns ist schon

gesprochen. Der Spruch über jeden ist schon gesprochen.

An diesem Grundgegebenen, das man früher Schicksal nannte, ist nicht zu rütteln. Auch wenn unser Verstand sich einklinkt, unsere Vernunft, unser Gefühl, drängt uns etwas in eine bestimmte Richtung. Wir können nicht anders handeln als wir handeln. Es gibt ein Stärkeres in unserer tiefsten Tiefe, ein fatum, ein Gesprochenes, das wir erfüllen müssen. Selbst wenn wir meinen, etwas zu entscheiden, entscheiden wir so und nicht anders, weil wir so sind. Wie könnten wir diesen Bann brechen und über unsere Grenzen hinauswachsen, über unseren Schatten springen, der an uns klebt? Wie könnten wir es schaffen zu handeln, wie wir es uns vielleicht wünschen und ersehnen?

Ist die Krankheit der Versuch auszubrechen? Oder wirft mich die Krankheit in meine Grenzen zurück, weil ich den Ausbruch nicht verkrachte, weil die Anstrengung über meine Grenzen geht? Weil ich erkennen muss, dass ich die bin, die ich bin? Was bleibt, außer der demütigen Annahme des Schicksals oder der Auflehnung dagegen?¹

Die Möglichkeit zur Veränderung, zur Verwandlung liegt in nuce, im eigenen System, und kommt nicht von außen.

Es gibt jetzt einige Menschen, die sehr betroffen sind, mich bemitleiden und sich häufig nach meinem Befinden erkundigen. Ich lerne endlich meine stren-

1 Viktor E. Frankl, "Determinismus und Humanismus", in: Der Wille zum Sinn, Ausgewählte Vorträge über Logotherapie, Bern 1972, S. 156: "Der Mensch ist nicht frei von Bedingungen, sondern nur frei, zu ihnen Stellung zu nehmen".

gen Formen aufzulockern und mit Menschen in Kontakt zu kommen, was mir früher nicht geglückt wäre.

Meine Maske zerbricht allmählich.

Die Dialyse ist für mich eine Lebensschule.

Ich komme dem Leben näher. Ich verstehe das Leben besser. Ich verstehe, dass das Leben etwas Wertvolles und Schönes ist und jedes Lebewesen unverzichtbar.

Vielleicht ist es die Türe aus meinem Turmhaus in die Wirklichkeit. Jahrelang habe ich über diese Trennung, diesen Riss zwischen mir und dem Draußen geschrieben, über diese unüberwindbare Kluft, diese Distanz.

Ich liebe den Vollmond und sein Licht und die Sterne in den klaren Winternächten, wenn die Luft eisig ist und der Schnee glitzert. Dann schimmern sie so einladend wie Lichter in einem großen Haus, das ist beruhigend in der Nacht. Und ich denke mir, in diesem Haus wohnen die Toten, und ich fühle mich ihnen sehr verbunden und sie sind mir vertraut, sowohl die, die ich kannte, als auch die, deren Werke ich gelesen habe, das ist kein Unterschied, es liegt keine Zeit zwischen mir und ihnen. Die Zeit ist aufgehoben im und durch den Geist. Da bräuchte man keine Angst mehr zu haben.

Wo ich auch bin, immer sitze ich in einem Rosenhag. Und wieder sprießen aus den totgeglaubten Ästen neue Triebe.

Seit einigen Jahren habe ich das Gefühl, als würde etwas Erfrorenes in mir aufbrechen, einem Rinnsal gleich, das unter dem Eis hervorkommt, und in der Wärme anschwillt. Wie wenn im Frühling der neue

Lebenssaft in die erstarrten Zweige fließt. Es ist wie eine Welle, die durch alle Glieder schlägt.

Manchmal möchte ich ausbrechen aus allem, was mich umgibt, und aufhören.

Dann denke ich, ich höre auf mit der Dialyse und irgendwann vererbt das Leben von selbst.

Manchmal will ich auch die Transplantation nicht. Wer weiß, ob danach alles besser ist?

Aber wenn ich wirklich einmal transplantiert werden sollte, dann wäre es für mich die letzte Möglichkeit so zu leben wie ich will, dann müsste ich wirklich ins Werk setzen, was ich will, und nichts mehr verschieben auf später.

Aber schon die Dialyse hat so vieles in mir verändert. Sie hat mich gezwungen, mich und mein Leben und meine Verbindung zum Leben zu überdenken. Sie hat mir gezeigt, dass ich nur scheinbar lebe. Dass ich vieles, was ich gerne täte, gar nicht tue, sondern nur davon träume. Wo ist das Leben denn? Mein Leben läuft im Kopf ab. Diejenige, die hier sitzt, ist eine andere als diejenige, die in meinem Kopf denkt und spricht. Es funktioniert die wohlgezogene Person, die sich nach bestimmten Regeln zu benehmen weiß, während die andere gerade auf den Wolken sitzt. Ich wüsste gerne, ob es allen Menschen so geht. Die Dialyse lehrt mich Neues im Leben zu sehen.

Wenn ich noch einmal anfangen könnte, dann würde ich ganz anders leben, dann würde ich diese Träume aus mir herausreißen, und ich würde mir nicht mehr überlegen, wie ich das finanzieren kann oder ob mir das Geld reicht für die Zukunft oder wovon ich irgendwann leben würde. Dieses Sicherheitsbedürf-

nis und dieses ängstliche Anklammern an den Alltag würde ich aufgeben.

Dialyse ist Erziehung zum Leben und Erziehung zum Tod.

„Man muss ein ganzes Leben lang lernen zu leben, und, worüber du dich vielleicht mehr wunderst, man muss ein ganzes Leben lang lernen zu sterben.“²

Nichts anderes tun wir hier. Wir lernen das Leben neu und wir lernen das Sterben. Oder ist das Leben, wie Augustinus sagt, ein sterbendes Leben oder ein lebendiges Sterben?³

Ein Nachmittag im März, an dem es noch nicht Frühling und nicht mehr Winter ist, da ist es nachmittags so still, die Menschen schlafen in ihren Kammern, selbst die alte Frau Zeit ist unversehens ein wenig eingenickt. Ihr Atem bildet Perlmuttwolken am Himmel. Ein stiller Sonntagnachmittag.

Ich bin alleine zu Hause. In einer solchen Stunde sind alle Menschen allein.

Aus diesem Schlaf zu erwachen, ist sehr anstrengend; wieder aufstehen, sich bewegen, etwas in Bewegung setzen, sei es nur Kaffee kochen, alles kostet Kraft, wenn man so weit entfernt war. Ich weiß nicht, warum es mir unmöglich ist, so betriebsam zu sein wie andere Menschen. Ich habe die Freiheit zu denken, die mich gleichzeitig lähmt. Und doch ist mir nichts genug und ich will alles.

2 Seneca, de brevitate vitae, 6, 7, 3: „vivere tota vita discendum est et, quod magis fortasse miraberis, tota vita discendum est mori.“

3 Augustinus, confessiones I, VI, 7: „quid enim est, quod volo dicere, Domine Deus meus, nisi quia nescio unde venerim huc? in istam dico vitam mortalem an mortem vitalem, nescio.“

Ich muss mich fortträumen, sonst würde ich es nicht schaffen, sonst würde ich aufgeben, vielleicht schon immer.

Der Winter ist die schrecklichste Zeit. Da bin ich so überaus müde. Mir fehlen Ideen, Pläne, alles, was sich auf die Zukunft bezieht, so, als wäre diese leer und schwarz, ein schwarzes Loch, das alles aufsaugt, aus dem aber nichts mehr kommt. Augustinus sagt, die Zukunft zeigt sich bereits in der Gegenwart, sie bildet sich hier ab durch das, was man sich über die Zukunft denkt.⁴ Ich kann garnichts mehr denken. Die Vergangenheit hat mich ganz in Besitz genommen, ich lebe nur durch die Erinnerungen, sie füllen mich völlig aus, sie verdrängen die Gegenwart.

Ich rede und rede und komme doch nicht zum Wesentlichen, ich lasse das Wesentliche nicht zu, ich will es nicht wissen, ich verleugne es, ich schütze mich davor durch einen Wust von Allgemeinheiten, Gemeinheiten, Oberflächlichkeiten, und ich weiß doch, dass das, was ich suche, etwas Anderes ist, das Eigentliche, das jedem Eigene und Unverwechselbare, das Wesen, der Urgrund und Urbegriff, das Göttliche.

Ich bin ständig auf der Flucht, ich träume, dass ich renne und renne, dass ich verfolgt werde und mich nur durch Davonlaufen zu retten versuche, ich kann mich nicht stellen, dafür bin ich zu schwach.

Nicht einmal der Frühling und die Wiederkehr der Vögel können mich erheitern und aufhellen. Heute sah ich am blauen Himmel eine dunkle Wolke, die

⁴ Augustinus, confessiones X, VIII, 14 und confessiones XI, XVIII, 26

ich beim Näherkommen als einen Schwarm Vögel erkannte. Sie zogen in exakter Anordnung und mit der gleichen Bewegung der Flügel ihre Bahn. Jahr für Jahr dieselben Frühlingsbilder und dieselben Herbstbilder.

24.03.03

Wieder ein Schritt schlechter, immer geht es einen kleinen Schritt schlechter,

jetzt muss ich dreimal in der Woche zur Dialyse.

Es ist wie ein Strudel, wenn er einen am äußersten Rand erfasst hat, reißt er einen trotz größten Widerstandes immer weiter hinein. Man darf erst gar nicht in seine Sognähe kommen.

Es ist, als würde jedesmal ein Stück in mir absterben, und jetzt gibt es schon einen ganz schönen Teil von mir nicht mehr. Ich schrumpfe zusammen. Und die nichtbetroffenen Menschen ahnen nicht einmal etwas davon, was in diesen Räumen vor sich geht. Vielleicht ist es auch besser so.

Heute habe ich entdeckt, dass uns ein Zerstörungswille innewohnt.

Der Drang der Menschen nach Zerstörung – ist es der heimliche Wunsch auf Erlösung, auf Selbstbefreiung? Sind wir mit unserem Leben, mit dieser Welt überfordert?

Daher Vernachlässigung und Vernichtung der Dinge, die uns umgeben, uns fremd sind, Vernichtung der Menschen und schließlich des eigenen Seins. Seit über zwanzig Jahren vom Tod sprechen, ist Abwendung vom Lebendigen, lässt das Selbstwertgefühl schwinden, zerstört den Lebensantrieb, die Lebensfreude. Es ist leichter zu zerstören als schöpferisch zu sein.

Ich sehe jetzt aber, dass ich dies ändern muss, wenn ich aus mir und meinem Leben etwas anderes machen will als ein Hinwarten auf den Tod.

Vielleicht überfordert mich das Leben schon von Geburt an, bin ich diesem Leben nicht gewachsen, kann ich mich nicht wehren, gehe unter, zerstöre mich selbst. Sehne mich nach einem freien, befreiten Ort.

Das Lebensprinzip bedeutet Anfang. Nach jeder Zerstörung und Selbstzerstörung wieder von vorne anfangen.

Bisweilen warten wir zu lange, ehe wir handeln, weil wir hoffen, es käme jemand zu Hilfe, zufällig, der unser Rufen hörte, wie leis' auch immer, und uns suchte und fände.

Ein Irrtum. Nicht warten, bis wir einsehen, dass es beinah zu spät ist zur eigenen Rettung. Jeder ist mit sich selbst beschäftigt.

Einfacher wäre manchmal weggehen.

17.04.03, Gründonnerstag

Und was für ein heller Frühlingstag!

Die Sonne wirft Flecken durch die halbgeschlossene Jalousie morgens, ich stürze ans Fenster und dann sitze ich am Schreibtisch in ihrem warmen Schein.

Vor meinem Fenster blühen die Kirschbäume; in Bündeln hängen die Blüten wie rosa Zuckerwatte über die Bäume ausgegossen.

Ich werde heiterer und meine, zum ersten Mal in meinem Leben den Frühling wirklich zu sehen und zu spüren. Die Starre, die mich befallen hat irgendwann, diese Eiswand oder Rinde oder was auch immer, bricht auf, aber gleichzeitig habe ich das Gefühl, konfus zu sein, keine Gedanken mehr ordnen zu können, mich zu verzetteln und nicht einen

einzigem guten Satz mehr auf das Papier zu bringen, was mir früher, wie ich meine, nicht so schwer gefallen ist. Ich komme gar nicht mehr in diese Stimmung. Ich muss doch wieder zu diesem geistigen Ur-Zustand zurückfinden.

Oder muss ich einen ganz anderen mir unbekanntem Zustand finden, den ich mir jetzt nicht vorstellen kann? Es liegt nicht in meiner Vorstellungskraft, was geschehen wird. Vielleicht entsteht das Neue unbenutzt. Vielleicht entsteht etwas völlig Unerwartetes, etwas Unbekanntes, das man nicht wollen kann, weil man es nicht kennt. Unsere Augen und unsere Ohren reichen nicht hin, unser Geist nicht, auch nicht das Herz. Wir reichen nicht hin, und trotzdem müssen wir immer und immer an diesem unbehauenen Felsklotz arbeiten, denn wir wollen etwas herauschälen, wir werden angetrieben, erkennen zu wollen.

Also mühe ich mich mit meinen Gedanken weiter ab, wie sich der Mann müht, der jeden Tag neue Pflastersteine setzt, Jahr für Jahr, damit der Weg fest und gangbar wird, die Straße länger und länger und immer länger, er weiß selbst nicht, wie lange sie werden wird, aber er setzt seine Pflastersteine und klopft sie fest, und die römischen halten nun schon 2000 Jahre lang den Verkehr aus und die Schritte der Menschen, und kein einziger Römer hat sich je vorstellen können, wer darüber läuft.

Wir denken zu kleinlich, zu geradlinig, zu sehr in unserem eigenen Ich befangen, in unseren Erinnerungen befangen, in unserem Mikrokosmos.

Dabei schwirren wir durch die Welt wie Glühwürmchen im Dunkeln.

Ich habe wieder angefangen zu schreiben, einfach ins Blaue hinein, ich weiß noch nicht, was genau daraus wird und wie ich es nennen werde, erst einmal sind

es Texte, die mir keine Mühe machen, weil sie nur so aus mir herausquellen. Ich habe einen Eifer, wie ich ihn schon lange nicht mehr kannte, und ich bin zufrieden, das ist für mich die Hauptsache.

Der Flieder blüht in der ganzen Stadt und die Kastanienbäume überschäumend.

„Mutwillige Mädchenwünsche
haben sich Flieder
niedergebogen,
blauen und weißen –
Sind weitergezogen...“

Die Verse stammen aus: „Ich bin, also ist Schönheit“ von Peter Hille.

Eine Frühlingssymphonie.

Am Pfingstmontag vor einem Jahr habe ich mit der Dialyse begonnen und heuer am Pfingstsonntag fahre ich in mein Sehnsuchtsland.

Würde man leichter leben ohne Sehnsucht und ohne Heimweh?

Warum kann ich nicht zufrieden leben im einfachen Glück des Alltags, warum träume ich vom großen, überwältigenden Glück, warum denke ich mir seit Kindertagen, ich würde die ganze Welt umfassen, warum kann ich mich nicht bescheiden?

Ich will mich nicht bescheiden. Ich will das ganze Glück, die ganze Liebe, das ganze Leben. Ich glaube, jeder will das. Aber wir erhaschen nur Splitter davon. Manchmal ganz scharfe.

Ich möchte an einen Ort, wo mich niemand kennt. Aber fremder als hier kann ich eigentlich nirgendwo sein. Alles ist mir fremd. Ich gehöre nirgendwo hin. Es wäre überall das gleiche Problem mit mir und meinem Leben und meiner Krankheit. Es liegt ja

nicht am Ort. Es liegt in mir. Wenn ich nur die Zeitung lese, fühle ich mich fremd, als verstünde ich die Sprache nicht. Die Leute sprechen über Dinge, die ich nicht kenne, die mir nichts bedeuten. Es sind völlig sinnleere Worte.

Wie hell es noch ist, obwohl schon spät, in diesen zauberhaften Sommernächten.

Als ein glitzerndes, hauchleichtes Wesen in die Lüfte steigen.

Ich habe heute an einen befreundeten Dichter geschrieben:

Du schreibst so schöne Worte über WEG. Ich weiß nicht, wie es Dir mit Deinen Texten geht, in meinem Kopf sitzt eine ideale Vorstellung, die, wenn ich etwas schreibe, niemals erreicht wird, nur eine Annäherung ist möglich. Alles Gesagte, Formulierte, ist bereits Fälschung, Verfälschung. Und was man tatsächlich denkt und fühlt, ist unsagbar vorübergegangen. Verweht und vergessen oder in uns versunken. Wir sprechen ja nur in Bildern. Ich habe in WEG viel Arbeit hineingelegt über Jahre, wenn ich es jetzt lese, bin ich zufrieden und doch ist es unvollkommen, vielleicht, weil es nur Bruchstücke sind, und ich kann es nicht in Worte fassen, was ich verständlich machen will, es sind immer nur Scherben. Ich bin noch nicht da angekommen, wo ich eigentlich hin will. Wo ist das?

Salzburg. Die Stadt ist nichts anderes als Theaterkulisse ähnlich wie die Strudlhofstiege in Wien, die ich nicht zufällig in diesem Text erwähne. Hier wird das Spiel gespielt, welches das Leben ist. Und eigentlich sind alle Orte nur Kulissen für unsere Handlung.

gen. Es liegt in allem ein Täuschungswille, ein Spiel, Selbsttäuschung, die das Wesentliche verhüllt.

Wenn es regnet und die eisgrüne Salzach durch die Stadt tost, dann kann man sich nur an zwei Orten aufhalten, in einem gemütlichen Wohnzimmer der Innenstadt oder in einem Kaffeehaus. Wir müssen uns einrichten.

Ich bin das eigentliche Problem, nicht die anderen. Ich müsste mich erst lösen, den Knoten in mir, bevor ich etwas anderes lösen kann. Aber wie soll ich den Kreis sprengen, in den ich gebannt bin? Ich kann die magische Linie nicht überspringen, die Mauer um mich nicht aufbrechen. Ich bin gefangen wie Rapunzel im Turm. Kann man sich nicht aus eigener Kraft aus der Ummauerung befreien?

Vor meinem Fenster wuchern die Heckenrosen und sie werden irgendwann mein Fenster ganz überwuchern, denn ich halte den Gärtner davon ab, die Büsche zurückzuschneiden.

Sie blühen weiß mit einem Schimmer von Perlmutterrosa, und duften süß.

Ich möchte nur in Stille hier sitzen. Ich weiß nicht, ob ich morgen und übermorgen jemanden treffen werde, ich weiß es noch nicht.

Es genügt mir, wenn ich in Gedanken unterwegs bin. Alles, was ich gesehen oder gelesen oder gehört habe, ist in mir angesammelt. Und es wird ständig erweitert. Dafür brauche ich nicht hinauszugehen.

Immer drängt mich etwas weiter, warum? Wo bin ich? Wohin bin ich gegangen?

Was treibt mich an? Und ist es nicht gleichgültig, ob man noch fünf oder zehn Jahre lebt? Auch diese Zeit wird einmal vorüber sein. Was ist wichtig? Wie soll

ich diese begrenzte Zeit leben? Alles wächst aus dem Kleinsten und von Innen heraus.
Ich kann nicht immer stark sein.

Morgen ist Pfingstsonntag, 7. Juni 2003

Die meisten Menschen wissen nichts Genaueres über Dialyse. Sie wissen nicht, dass Dialyse die Knochen kaputt macht, das Herz schwächt, dass sich Wasser ansammelt und man deswegen nicht viel trinken darf, dass sich das angesammelte Wasser auf die Lungen legt, dass viele Patienten Atemprobleme haben. Sie haben nur eine dunkle Ahnung von etwas Schrecklichem.

Ein Dialysepatient weiß, wie kurz die Zeit ist, die ihm verbleibt. Wie begrenzt die Lebenszeit ist. Und dass wir das Leben nicht verschieben können. Und dass wir unser Leben nicht tauschen können. Das ist die Aufgabe. Dieses eine gegebene Leben zu bestehen. So gut wie möglich.

Das Merkwürdige an diesem Text ist, dass ich das Ende nicht kenne.

Nach der Transplantation

17.07.03

Das Erstaunliche ist, dass ich meine Freiheit noch nicht fassen kann.

Es ist keine neue Freiheit, ich war vorher frei wie ich jetzt frei bin, es ist ein größerer Bewegungsspielraum.

Die Mittagsglut steht über den Feldern. Ich habe ein Herbstbuch und ein Winterbuch geschrieben und plötzlich ist der Sommer ausgebrochen.

Jemand ist gestorben, deswegen habe ich eine neue Niere bekommen; aber dieser Mensch ist nicht wegen mir gestorben.

18.07.03

Von meinem Zimmer aus sehe ich Felder und Wiesen bis zum Kobelhang in der Abendsonne. Hier im Krankenhaus kommen mir Sätze aus einem Kinderbuch in den Sinn, einfache Aussagesätze, sie haben etwas wunderbar Stabiles, sie sind festgefügt in ihrer Welt, in der geordneten Bilderbuchwelt. So müssten alle weiteren Lebenssätze sein.

So unbeirrt sein können wie ein großes Schiff, das sich seinen Weg durch die Wellen bahnt.

28.07.03

Der erste Ferientag der großen Sommerferien und ich muss nicht mehr zur Dialyse!

Und ich habe wieder meinen Schreibtisch und meinen Garten, das ist für mich ein Glück, und meine Familie um mich herum, und jetzt beginnt meine liebste Jahreszeit, der späte, volle, reife Sommer, die

Gärten in den leuchtendsten Farben, in den Glut- und Lebensfarben!

29.07.03

Tagelang im Garten sitzen und auf die Sommerwolken schauen. Nichts anderes wollen. Neben mir steht ein Strauß Sonnenblumen, mit roten Beeren und Kirschlorbeer und Efeu gebunden, in einer dunkelblauen Vase.

02.08.03

In der Früh sieht man die ersten feinen Spinnweben zwischen den Zweigen hängen. Und die Kugeln am Feuerdorn schwellen und färben sich. Die Hagebutten sind schon feuerrot. Einige Heckenrosen blühen noch, der Sommer reift langsam.

Ich habe mein Frühstückstablett gerichtet und sitze nun auf der Terrasse und betrachte den blanken Himmel. Seit zehn Wochen hält die Sommerglut schon an. Nirgends würde ich jetzt lieber sein als hier, wo es endlich still ist, weil die anderen in Ferien gefahren sind. Der Schmetterlingsbaum ist umschwirrt von Admiralen und Pfauenaugen. Ein Sonntagmorgen, der ein strahlender Sommertag wird. Und ich wünschte, der Sommer würde nie enden.

06.08.03

Ich liebe die bayerische Voralpenlandschaft und den Spätsommer. Und morgen bin ich in Bad Heilbrunn, welch ein Zusammentreffen! In meiner liebsten Landschaft zu meiner liebsten Zeit.

In Bad Heilbrunn

09.08.03

Ich kann es noch gar nicht fassen, dass ich hier bin unweit von Benediktbeuern, mein Blick lehnt sich an die grünen Hügel, ich habe himmelhohe Energien, für die es kein Wort gibt.

Ich fühle mich unendlich leicht, ich möchte immer so weiterleben, so sommerlich bunt.

Jetzt merke ich erst, wie erstarrt und kalt mein Herz geworden war; jetzt, wo ich Lebendigkeit spüre, die aus allen Poren meiner Haut in die Welt hinausströmt.

In der Früh auf einen tannenbestandenen Berg schauen. Die Blätter der Birken zittern wie ein Windspiel. Es ist eine besondere Erfahrung, die ich hier mache, wie positiv die Menschen sind, obwohl jeder einzelne eine Krankheit hat, die ihn nie wieder ganz loslässt. Viele haben einen schwierigen Weg hinter sich und niemand weiß, welchen Weg er noch vor sich hat. Und trotzdem ist jeder voller Tatkraft. Unausgesprochen gibt es ein Verstehen. Die besondere Erfahrung zu leben, die uns so leuchten lässt. Die so ruhig und zufrieden macht.

Meine Mutter hat mir einen kleinen Strauß mitgebracht, wie ihn der Spätsommer bindet: Löwenmäulchen, Hemdknöpfchen, Strauchrosen, die kleinblütigen Sonnenblumen, die in Büschen wachsen. Sie haben einen ganz eigenen bitteren Geruch. Von den Löwenmäulchen strömen dunkle Wolken ihres herben Duftes herüber.

15.08.03

Ich will nicht daran denken, dass sich dieser Sommer allmählich dem Ende zuneigt. „Weh mir, wo nehm’

ich, wenn / es Winter ist, die Blumen und wo / den Sonnenschein, / und Schatten der Erde?“ „Hälfte des Lebens.“ Wann? Hinter den Tannenhügeln steigt heute morgen der erste Nebel auf.

Unter der Einnahme dieser Medikamente erlebt man Verwandlungen, denkwürdige Metamorphosen: die Haut im Gesicht, vor allem um die Augen, wird wie bei einer Schildkröte, mein Tempo übrigens auch. Aber es ist ein gutes Gefühl, wenn ich meine viel zu schnellen und hastigen Bewegungen ablege, meine Schritte verlangsame. Durch die Langsamkeit des Gehens spüre ich mich neu, empfinde ich, dass ich bin.

16.08.03

Seit gestern ist die Luft morgens und abends kühler, das läutet den Altweibersommer ein. Die Tannen stehen im Nebel, nur die Wipfel ragen heraus, darüber scheint die Morgensonne und webt ihre Goldfäden hinein.

17.08.03

Es ist, als hätte ich die letzten Jahre, die ich krank war, in dem Augenblick eines Sprunges, eines Freudensatzes, übergangen. Das Dunkle, Schwermütige ist abgefallen, wie der Druck, die Last von den Schultern genommen war schon zu Beginn der Dialyse. Der Hang zur Seite des Todes ist dem Lebenswillen gewichen. Jetzt meine ich, der Geist wird so weit wie der Himmel und ebenso federleicht. Das Schreckliche in einem jeden Leben geht verloren, das Schöne ist das Beständige.

18.08.03

Auf der Glentleiten. Die Grillen zirpen im trockenen Heu, die Wolken ziehen langsam ihres Weges an einem Sommerhimmel, der sich wölbt wie eine Glaskugel; die bunten Zinnien leuchten aus den Bauerngärten, ebenso die zarten Cosmea und der grelle Kürbis. Die Gärten sind von kunstvoll geflochtenen Holzzäunen eingefasst. Wenn man hinunterblickt in das Tal des Kochelsees, dann sieht man einen bläulichen Schimmer darüber liegen. Es scheint von dem besonderen Lichteinfall herzurühren. Kein Wunder, dass Marc die Pferde und Rehe blau gemalt hat.

Die Gardine in meinem Zimmer bauscht sich im Wind auf. Die Wespen taumeln verwirrt gegen die Fensterscheiben. Auf den Hügeln breitet die Sonne ihr glitzerndes Tuch aus. Ein heißer Abend.

Vor dem Gewitter fliegen die schreienden Krähen einher wie die Boten des Donnergottes, der sein Nahen kündigt. Der Himmel verdunkelt sich und die Bäume verharren ehrfurchtsvoll in Schweigen.

19.08.03

Hinter dem Tannensaum der Hügel erwacht das Licht.

Und wieder, wie jedes Jahr, wird es mir mit einem Schlag bewusst, dass die Schwalben schon fort sind. Und plötzlich fehlt etwas, ihr Schrei und ihr Flug am Himmel. Die Birke löst sich in Licht auf, je weiter ich in die Zweige hinaufschau.

Ich lege eine Bad Heilbrunner Mappe mit Texten und Aquarellen an, denn ich werde wohl noch öfter hierherkommen und so wird sie sich mit der Zeit hoffentlich füllen.

20.08.03

Zufällig lese ich, dass Hans Carossa aus Bad Tölz kommt, er hat dieselbe Landschaft gesehen und beschrieben:

„Frühnebel steigt aus einsam altem Baum.

...

Und Himmel, Himmel füllt das nackte Holz.”

Sonnwebfäden spinnen sich über mein morgendliches Land, ein blauer Türsturz führt hinein.

Wie Maulwurfshügel liegen die bewaldeten Kuppen da.

Die Mittagshitze schwirrt über den Heidelbeerbüschen.

22.08.03

Wenn ich mich an die schönen Bilder klammere, dann ist es nichts anderes als die Suche nach Geborgenheit, meine altbekannte Flucht vor dem Ungewissen und dem Verlust, vor dem Ende. Deswegen übertreibe ich das Schauen und bin süchtig nach Bildern. Können wir anders als in Bildern sprechen?

In weißem Leinenkleid und Strohhut wandle ich durch die Wiesen und auf sandigen Wegen.

Ein Buch in der Hand und eine Flasche Wasser. Dann sitze ich auf einer Bank, weil ich nicht weit gehen kann, die weißen Wolken stehen am blauen Sommerband des Himmels und sind genauso träge und langsam wie ich. Bad Heilbrunn ist ein verschlafener Dornröschenort, man hält es nicht für möglich in dieser Gegend. Es ist mittags so still, als läge alles in einem hundertjährigen Schlaf. Wundervoll. Es gibt ein großes, unbewohntes Haus, Zweige ranken bis an die Fenster hin, die Wandelhalle für die Kurgäste

scheint immer geschlossen zu sein, die Tische und Stühle stammen noch aus den sechziger Jahren.

Ich stelle mir vor, wie die Heckenrosen langsam über die Häuser wachsen, so dass hier irgendwann ein Rosenhügel steht und das Dorf darunter in Vergessenheit gerät, nur ein Märchen rankt sich allmählich darum.

Durch all dieses Schöne schießt ganz plötzlich eine ungeheuerere Panik ihre Pfeile in mein Herz; dann überschwemmt mich die Angst wie eine Flutwelle, in der ich untergehe.

Ich lebe und denke, als wäre dies der letzte Sommer. Seit heute ist das Licht ein milchig trübes Spätsommerlicht und die Sonne wieder ein Stück früher gesunken.

31.08.03

Die rotgeränderten Blätter des Weinlaubs; vom frühen Frost angegriffen, zieht sich der Lebenssaft zurück. Das weiche Septemberlicht mit den diffusen Wolkenbänken, wie Dünen, die langsam wandern.

14.10.03

Ein frostkalter Oktobertag, aber so klar, kristallklare Luft, und die Sonne hinter den Bäumen ein flammendes Orange.

17.10.03

Nach dieser Sommerglut jetzt der Frostwind in den Büschen vor dem Fenster; sie rascheln und schlagen nachts mit den Zweigen, als riefen sie um Hilfe.

18.10.03

Die Zeit, die mir zum Schreiben bleibt, ist so wenig, vielleicht am Wochenende einige Mußestunden, der

Verlag wächst mir fast über den Kopf, dieses Jahr war und bin ich eher Mädchen für alles. Bei allem, was anders sein mag, bin ich doch wie Großmutter und Mutter. Wenn ich am Schreibtisch sitze, sehe ich meine Großmutter, wie sie ihre Briefe geschrieben hat an ihrem Sekretär, und ebenso, wie Mutter heute ihre Briefe schreibt im Stübchen am großen Tisch; hier sammelt sie aus Kalendern oder Zeitungen ausgeschnittene Sprüche, ein Material, das sie an passender Stelle verwendet. Ihre Briefe sind eine Collage aus Sprichwörtern oder Zitaten. Die Zeit, die man gelebt hat, ist nicht vergangen, sondern in uns aufgegangen, in uns enthalten, und ebenso die Menschen, die diese Zeit mit uns geteilt haben, und noch teilen.

16.11.03

Zwischen den schweren Winterwolken wird der Himmel sichtbar, den Klenze vor über hundert Jahren auf die Leinwand gebannt hat, es ist immer noch dieses berückende Blau, das Klenze-Blau, das es nur über München gibt. So wie es den blaugoldenen Lichtschimmer nur über dem Tal des Kochelsees gibt und Marcs Pferde blau wurden. Er lebte dort und atmete und sah diese Luft; dieser Eindruck – diese Wirklichkeit fördert der Künstler aus tiefen Schichten als veränderte Wirklichkeit wieder zutage. Im Schaffensprozess sucht und filtert er aus der Masse des Vorhandenen das für ihn Wesentliche heraus. Ein anderes für mich eindrucksvolles Beispiel: geht man im Winter im Oberengadin spazieren, dann fällt die Sonne am späten Nachmittag genau in die Länge des Tales, so dass sie unheimlich lange Schatten erzeugt. Die Menschen scheinen ganz dünn und äußerst langbeinig. Giacometti hat

das natürlich gesehen, aber er mußte diese Form erst bewußt wiederfinden, aus sich herausschlagen als ureigenste Sehweise, als die ihm vertraute und zugehörige Form. Diese Schattenform ist uns durch ihn als Kunstform gegeben. Giacometti hat sie aus der Vielheit der Formen herausgeschält und hingestellt als seine Sinnesform, als Abbild der von ihm gesehenen Wirklichkeit, und jetzt können auch wir es sehen. Mit seinen Augen. Kunst ist Wiederfinden und Formen von etwas Vorhandenem und der von uns empfundenen Wirklichkeit, die in uns versunken ist. Der Künstler holt das Versunkene in einem Prozess der Bewußtwerdung hervor. So werden die Pferde blau und die Menschen wie ihre Schatten lang und dünn.

21.12.03

Ich versuche in Einklang mit meinem allerinnersten Gefühl zu sein. Ich muß darauf hin hören.

22.12.03

conditio humana. Die menschliche Grundgegebenheit ist die des Gefangenseins in sich selbst.

23.12.03

Es ist heute ein glasklarer Tag, gläsernes Licht, der Frost liegt auf der hartgefrorenen Erde. Es wird schon wieder enger um mein Herz, die sommerliche Weite ist beinahe verloren.

2004

Ich weiß keine Antworten auf das Lebensrätsel, vieles habe ich nicht in der Hand.

Woher kommt es? Und wieso geschieht es? Und was will ich im Leben? Wo will ich hin?

Keine Erklärungen suchen, keine Antworten.

Einfach sein, einfach nur sein, so wie man ist. Sein lassen. Nicht fragen, warum. Jeder hat sein Leben.

Ein anderes Leben als meines kann ich mir nicht vorstellen, ich kenne nur meine Vergangenheit, der andere ist so fern, so fremd, wie ein anderer Stern, der sich mir manchmal nähert, und dann wieder verschwindet in der Unendlichkeit.

Das Lernen der Buchstaben war der Schlüssel für die Welt des Geistes, für die Welt, in der ich seitdem lebe. Wie kann ich mich den tätigen Menschen verständlich machen? Jeder hat ein eigenes Universum und dreht sich um seine eigene Achse. Ich fürchte, dass das eine Binsenwahrheit ist, zu der ich nach viel schwierigem Denken gelangt bin.

Meine Vorfahren hatten ihren Glauben, ihre Gedanken über Gott und die Welt, wie sie sich jeder Mensch macht, aber sie wären nicht auf die Idee gekommen, sich selbst für so wichtig zu nehmen und ihre Gedanken niederzuschreiben oder gar drucken zu lassen. Dieser Hochmut hat nur mich ergriffen; ich verdiene mir meinen Lebensunterhalt mit Künsten, die ich nicht beherrsche. Ich kämpfe um Geld, das zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist, wie man zu sagen pflegt. Ein Leben lang lesen und denken gilt nichts. Ich bin erfüllt davon.

Die Dialyse hat mich aus der Bahn geworfen, so meine ich, und jetzt komme ich nicht mehr in meine alte Spur hinein und finde keine neue. Ich schlittere

ziemlich gefährlich und bekomme keinen Fuß auf den Boden. Aber ich war noch nie in einer geradlinigen Spur, es war noch nie anders mit mir.

Die Krankheit ist eine Ausrede. Denn ich war vorher kein anderer und nachher kein anderer Mensch, sie ist ein Teil von mir. Sie ist nicht etwas, was von außen zustößt, sondern von innen kommt. Aus dem innersten Kern geboren ist, aus dem Allerinnersten, der das Wesen eines jeden enthält wie die Pflanze den Samen, und damit den Tod. Was mich ein Leben lang hindert zu leben, ist die Angst vor dem Leben, ich umhülle mich immer noch mit einer Schutzmembran wie in einer Fruchtblase.

Die Krankheit ist die Flucht vor dem Leben.

Jedes Jahr will ich von hier weg und immer wieder gibt es einen Grund nicht zu gehen.

Ich kann nichts zurücklassen, was ich im Lauf des Lebens um mich gesammelt habe, und ich kann mich nicht bewegen. Ich lebe so viele Leben im Kopf, dass ich keines mehr wirklich lebe.

Der Boden ist mir völlig entglitten. Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht.

Alles bricht auseinander. Ich versuche seit fünfzehn Jahren, die Formen zusammen zu halten, aber ich habe keine Kraft mehr. Ich möchte so gerne durch die frühlingshelle Stadt gehen, unbeschwert von den täglichen Gedanken. Als läge das Leben wie ein leichtes flatterndes Tuch in der Luft und ich bräuchte nur von Tag zu Tag zu schweben.

Mich reißt es überallhin und zerreißt mich. Ich möchte in so vielen Städten und an so vielen Orten leben, dafür reicht kein Leben. Es geht nur in Träumen.

Heuer war die Karwoche schneekalt und es schneite aus allen Wolken; zu Ostern war der Himmel rein-gewaschen wie eine Kinderseele vor Gott.

19.04.04

Ich hatte mir vorgenommen jeden Tag ganz zu leben, und nun ist alles vergessen und ich verschiebe mein Leben wieder auf später, als hätte ich durch die Krankheit nichts gelernt! Aber was ich jetzt denke, ist meine Zukunft. Es kommt darauf an, wie ich jetzt lebe und was ich jetzt denke.

01.05.04

Ich bin heute, weil ich in einen Regenguss gekommen bin, an einem Zaun stehengeblieben, an einem trockenen Flecken unter einer hohen Tanne. Das ursprüngliche Gefühl von Geborgenheit, unter einem Baum zu stehen. Einmal fuhr ein Güterzug an mir vorüber, der gefällt Stämme transportierte. Der Wind wehte den frischen Geruch von Wald und Harz durch die Straße. Harz, die Tränen der Bäume.

09.07.04

Und wieder in Bad Heilbrunn

Ich werde mich mit den Menschen neben mir und um mich herum zurechtfinden müssen. Das ist eine Aufgabe im Leben, der man sich nicht entziehen kann, was ich erst allmählich begreife. Ich habe überhaupt keine Geduld, nicht mit Menschen, nicht mit mir, nicht mit den Büchern, mit keinem Text, mit gar nichts. Ich kann mich auf nichts und niemanden einlassen. Es wird zunehmend schlimmer. Dass ich nach außen hin nur oberflächlich vorhanden bin, war immer schon so, ich habe mich immer schon den anderen verweigert. Zu nichts, zu keiner

Tätigkeit habe ich Ruhe. Nicht sprechen, niemanden sprechen, niemanden sehen, nur Dinge, auch Tiere, aber keine Menschen.

Mein einziger Widerstand in der Welt, in der Gesellschaft, ist ein selbstzerstörender.

Vielleicht habe ich eine zu große Unordnung in meinen Gedanken.

Als ich heute morgen die Türe aufmache, sehe ich einen kleinen goldenen Stern auf dem Balkon liegen. Ein Himmelsgruß.

Ich neige mehr und mehr dazu, zu schweigen. Wie der Tannenwald vor mir, der unbeweglich und still in der Mittagshitze steht.

Zwei Jahre danach (Sommer 2005)

Unbekümmert wollte ich sein um die Zukunft. Leben wollte ich, nur leben.

Die Menschen wahrnehmen, nicht nur vorüberziehen, sondern Zeit haben.

Jetzt leben, an diesem Tag.

Ich vergälte mir die Tage mit den Sorgen um kommende Jahre, von denen ich nicht einmal weiß, ob ich sie jemals erlebe. Gleichgültig, wieviel Zeit der Mensch zur Verfügung hat, diese ist seine Zeit, die er nicht vergeuden darf, die er lebt. Aber was wäre für mich sinnvoller gewesen als das Denken-Schreiben. Es ist so, wie es ist.

Ich weiß nicht, wie ich anders leben könnte. Ich könnte nicht anders leben.

Ich darf doch mein geistiges Urland nicht verlieren und nicht meine Ruhe.

Ich gerate immer in Verwirrung, wenn ich mich unter Menschen begeben, und das bringt mich in eine solche Lebensangst, dass ich mich wieder vollständig

zurückziehe. Ich verlange ja nur, dass ich in Ruhe gelassen werde, und ich lasse die anderen in Ruhe.

Ich arbeite wie jemand, der einen Film schneidet; er nimmt aus viel Material Bilder, lässt diese ablaufen in langsamerem oder schnellerem Tempo, wiederholt, fügt ein, blendet aus, bündelt, unterbricht, und die Geschichte entsteht mit Hilfe des Betrachters, durch den Betrachter, da jeder anders sieht und aufnimmt.

Genauso ist es mit den Worten, bei denen jeder eine andere Vorstellung vor Augen hat, ein anderes Gefühl damit verbindet, das ist unaussprechlich,

Ich ärgerte mich als Kind darüber, dass ich nicht so schnell schreiben wie denken konnte, dass ich nicht ganz genau alles bezeichnen und sofort niederlegen konnte. Es entgeht Unzähliges.

Es gibt nichts Vollendetes, immer ist es nur Stückwerk, Zeitteil, Momentaufnahme, und die Angst vor dem Verlust ist zugleich Lebensangst und Todesangst.

Erst jetzt habe ich fast jede Nacht Träume von der Dialyse, so naturgetreu, als würde ich alles noch einmal durchleben. Jetzt nach zwei Jahren.

Und irgendwann werden die Werte wieder schlechter. Dann geht man denselben Weg zum zweitenmal. Wie wird man sich dann entscheiden? Werde ich dann handeln können und wie Parzifal beim zweiten Mal die richtigen Worte finden? Jetzt habe ich Dialyse und Transplantation durchgelebt, will ich das noch einmal? Oder lasse ich das Leben naturgemäß verlaufen? Will ich mein Leben noch einmal verläugern? Macht es einen Unterschied, ob ich zehn Jahre länger lebe oder nicht?

Ich lebe ja vielleicht schon mein ganzes Leben lang vom Ende her gesehen.

Es beginnt langsam. Fast unbemerkt. Und plötzlich sind Verletzungen da, Worte, die wie mit Widerhaken versehen in uns hängengeblieben sind. Wie konnte es soweit kommen, fragt man sich, und warum kann man es nicht ändern?

Wenn das, was der andere sagt, weh tut, muß man um seine Selbsterhaltung besorgt sein, sonst wird man krank.

Warum lasse ich mich bestimmen und bin nicht bestimmend. Warum nehme ich Rücksicht auf die anderen, die keine Rücksicht auf mich nehmen? Warum kann mich jemand durch beleidigte und wütende Reaktionen in Angst versetzen, dass mir schwindlig wird? Und warum tue ich nichts dagegen, dass ich unglücklich bin?

Warum wage ich nicht, klar und offen zu sagen, was ich denke? Ohne Angst auf Reaktionen und Konsequenzen. Weil ich Angst habe vor einer Veränderung, weil ich nicht selbständig leben kann. Dann ziehe ich mich wieder ganz zurück und falle in den tiefen, dunklen Brunnen. Und ich weiß, ich bereite den Boden für die Krankheit, die aus der Traurigkeit entspringt, die mich umfassen hält.

Es gibt Tage, an denen muss man handeln, und es gibt Tage, an denen kann man nicht handeln.

Juli 2005

Es ist ein ständig sich wiederholender Schöpfungsakt, in das Ungeordnete Ordnung zu bringen, ob es Gedanken sind oder Dinge. Und woher kommt der Wille, dies zu tun, der vor jeder Tat steht?

Meine Nerven stehen heute Kopf und ich bin kopflos und es treibt mich etwas um und hinaus, aber sobald ich fort bin, will ich sofort wieder nach Hause, und halte es nirgendwo anders aus, als eben nur in meiner Wohnung an meinem Fenster und an meinem Schreibtisch. Auch an dem Tisch vor den hohen Flügelfenstern des Jugendstilhauses, wo ich allein im ersten Stock sitzend – im Erdgeschoß spielte sich der Leihbüchereibetrieb ab – hier oben über eine Wendeltreppe zu erreichen war, war es ganz ruhig,

wurde ich ganz ruhig.

Jetzt ist mir das alles verlorengegangen.

Es ist nicht nur Vergangenheit und Erinnerung, sondern als wäre die Verbindung von mir dorthin abgeschnitten worden, und ich habe das Gefühl amputiert zu sein, es schmerzt zwar irgendwo, aber ich habe keinen Bezug mehr dazu. Es gehört nicht mehr zu mir.

17.07.05

In Gedanken spreche ich oft mit Menschen, da weiß ich, was ich sagen möchte, die Worte fallen mir ein, eines ergibt natürlicherweise das andere. Wenn sie vor mir stehen in Wirklichkeit, dann fällt mir kein Wort mehr ein, dann passt nichts und ich schweige.

Ich lebe hinter den Zauberbergen, kein Weg führt hinein und keiner hinaus. Nur wer fliegen kann, weiß, wo ich bin. Die Sommerwolken ziehen am Himmel weit weit über mir dahin, der Schatten der Zweige fällt auf den Tisch, auf das Papier, wo diese Geisterschrift steht und helle Sonnenflecken dazwischen; der Wind bewegt und lässt immerfort Neues entstehen, seine formende Kraft ist nicht begrenzt wie unsere; dieser Sommernachmittag ist wie in

allen früheren Jahren, und auch wenn wir nicht mehr sind, wird es wieder diese Sommernachmittage geben.

Zu Besuch bei einer Freundin, die in einem alten Pfarrhaus eines oberbayerischen Ortes am Inn wohnt; wir stellen den Tisch in die hohen Gräser des Gartens. Hier sitzen wir dann und schweigen. Die ländliche Stille, der warme Wind auf meiner Haut, und über mir der blaue Himmel. Nicht mehr wollen. Einfach sein lassen. Die Goldruten und Stockrosen leuchten im Vorgarten. Hinter dem morschen Apfelbaum wölbt sich der helle Abendhimmel, der in uns eine Sehnsucht erweckt. Eine Amsel singt im Fliederbaum. Bis die Wiese zu feucht wird und die Dämmerung aus den schwarzen Schatten wächst.

Habe ich je, wenn ich in den Wald gegangen bin, danach gefragt, ob es sinnvoll ist? Oder Zeitvergeudung?

Es ist für mich unfassbar, dass ich hier bin,
im Angesicht dieser Welt, dieser Welt ansichtig

März 2006

In mir brennt keine Flamme mehr. Mir ist so kalt, ich kann mich für nichts erwärmen.

In der größten Kälte denke ich an einen Sommertag, als ich im hohen Gras meiner Wiese unter den Bäumen saß, einfach dasaß, nichts weiter, bisweilen einige Zeilen lesend, unbedeutend und längst vergessen, was es war. Aber die Sonnenflecken auf dem Tisch und dem Papier sind mir erinnerlich und mein Hut und die langen Gräser, und dass einmal Sommer war.

Ich bin so müde, der Schnee bereitet uns ein weißes Leintuch, es wäre nichts Schreckliches, er nähme

mich hinein in sein Fallen. Und ich kümmerte mich um nichts mehr. Einfach schlafen, nur schlafen.

Ich sitze hinter einer weißen Mauer, bin völlig zugewehrt. Draußen die Welt, sie ist ausradiert und ganz still.

Alles ist mir abhanden gekommen. Nicht einmal die Sprache bleibt mir.

1. Januar 2007

Ich solle mich einmal der Wahrheit stellen, sagt man mir, aber ich stelle mich immer der Wahrheit!

Das ist ja die Ursache für meinen Schmerz, für den Riss zwischen der Welt und mir, dass ich ihr abhanden gekommen bin, weil ich nur im Kopf lebe und denke. Weil ich immer auf der Suche bin.

Weil es für mich keine einfache Wahrheit gibt.

Ich bin unfähig, mich von meinem Platz an meinem Tisch und Fenster fortzubewegen, an einen anderen Ort, das ist mir fast unmöglich, immer schon, von hier aus gehen meine Gedanken und sehe ich die Welt.

„... immerfort arbeitend, denkend, versuchend, unbeeinflusst von der Zeit, die an ihm nicht teilnahm“, schreibt Rilke über Rodin.

Wenn ich schreibe, ist eine Sicherheit und Gewissheit in mir, die mir sonst im Leben fehlt. Es ist das Einzige, wo ich ganz und vollkommen bei mir bin.

Kein Wort geht mir leicht von den Lippen. Wortkarg ist die bayerische Art, lieber schweigen, schweigend zusammensitzen, in keiner Weise beredt, die Gedanken werden gewälzt, kommen und gehen wieder, was ist tatsächlich wichtig, was ist schon wert, gesagt und festgehalten zu werden?

Worte fallen so schwer.

19. Januar 2007

Manchmal fühle ich mich einen Moment lang aufgehoben im Daheim. Dann ist alles um mich herum und in mir stimmig. Aber plötzlich bricht ein Fremdes ein, das zu grelle Licht, die laute Musik, Blicke, die ich nicht deuten kann, und ich weiß mich nicht zu wehren, ausgesetzt und in der Falle, die die anderen stellen, die mich nur zu schnell erkennen, bevor ich weiß, was um mich herum vorgeht.

Wer kann mir sagen, wie ich mich verhalten muss, wenn ich gar nicht weiß, wer ich bin?

Die vergangene Zeit kommt mir vor, als hätte ich sie aus dem Schnellzug gesehen, wie es ein Sprichwort sagt, wenn man etwas nur flüchtig wahrnimmt. So zieht auch mein Leben an mir vorüber, wie eine Landschaft, die ich betrachte.

Septembertag

Spaziergang durchs Beethovenviertel

Kastanienbäume im schütterten Licht des Herbstnachmittags. Hohe Jugendstilfassaden in der Frohsinnstraße, Vorgärten mit niedrigen Rabatten, rosa Hortensien, spätblühenden Buschrosen.

Milde, ruhige Stunde, warmes Licht, warme Farben.

Wie auf einem Kalenderblatt, ein Foto.

Wenn es mich umtreibt, dann gehe ich hinüber in den Wald, dann weht es mich wie ein Blatt umher, und ich gehe, bis ich meine Gedanken wieder geordnet, oder mich zumindest teilweise gefunden habe. Was verliert man, wenn man das Leben verliert? Die Vergangenheit hat sich schon in uns eingegrillt, die Zukunft können wir nicht verlieren. Da

blüht die Amaryllisblüte in ihrer höchstmöglichen Schönheit und verblüht, unbekümmert darüber, ob sie jemand gesehen und bewundert hat. Sie ist und sie vergeht. Ich kann versuchen und tun, was ich will, ich werde immer auf das zurückgeworfen, was ich bin. Und anders kann ich nicht leben. Die Dinge entwickeln sich nicht unter unserer Kontrolle, sondern da, wo wir es am wenigsten vermuten.

So helles Winterlicht scheint herein, dass ich schon morgens um fünf Uhr erwacht bin, und da sehe ich, dass das Zimmer vom über Nacht gefallenen ersten Schnee erhellt ist. Der Tag beginnt so schön wie alle Tage, seit es diese Erde und diese Sonne und diesen Mond gibt. Klares Winterlicht, die aufgehende Sonne orangerot, das Feuer im Kamin ein glühendes Abbild.

Die Zierquitten duften aus der Schale hinterm Ofen. In der Küche gibt es frischen Kaffee und Butterbrote. Wenn man hinausschaut, sieht man die leeren Zweige des Apfelbaumes und die schneebedeckten Dächer der gegenüberliegenden Häuser. Es ist ganz still. Der Frost hat die Menschen und die Vögel in ihre Schlupfwinkel getrieben.

In meinem Kasten liegt die Silberkette mit dem Karneolstein wie ein Funken aus den Herztiefen der Erde. Ein Erbstück meiner Urgroßmutter. Viel habe ich nicht. Mein wertvollster Besitz sind meine Gedanken. Ich bin hineingewirkt in meine Texte, hineinversponnen in das Hin und Her der Zeilen, wie ein Faden im Webstuhl; mein roter Lebensfaden, mein ganzes Leben ist hineingewebt.

Ich schreibe und lebe hier im Verborgenen, als läge ich in einer Mulde, von der aus ich nur den Himmel sehen kann. An manchen Tagen ist der Himmel so weit offen. Da sieht man das Tal, wo der liebe Gott wohnt, sagt ein Kind. In diesem Himmelblau möchte ich mich auflösen.

Um das Haus herum begrünen sich die Sträucher und Bäume. Das Herzblut strömt leichter durch die Adern.

Frühlingsblau.

Rotes Leben.

ROTES LEBEN
TEIL II

ANSICHT IM PROFIL

In einer glitzernden, frostkalten Winternacht komme ich auf der Insel an, von Dunkelheit umspült, und plötzlich, als wäre es Frühling, reißt die Wolkendecke auf, die Menschen blicken erstaunt in dies frische Blau. Abends ist der Gesang der Amseln wie perlendes Silberlicht, als wäre es März, als würde das Leben noch einmal beginnen. Aber es ist November und die Kälte steht erst bevor. Wäre es wärmer, würde sie durch die Allee gehen, im Halbschatten der nicht mehr belaubten Kastanienbäume durch ihr Stadtviertel, ohne Eile, ein Tag ohne Eile, weshalb jagen wir der Zeit nach? Sie holt uns ohnedies ein und bleibt eines Tages stehen. Dann sind wir atemlos und wissen nicht, was unser Leben war. Gedankenverloren steht sie an der alten Hausfassade, sie möchte die alten Häuser mit den Händen greifen, ihre Wärme spüren, sich festhalten. Aber dies ist eine Stadt aus Stein, ihr Herz ist kalt und steinern, und kein Haus nimmt sie wärmend auf.⁵

Wohin gehe ich?⁶

5 Non urbs sive pagus retinent te, nec cava fagus,
non plaga, non pelagus: degis in orbe vagus.

(Raymundus de Rocoello, um 1219)

„Keine Stadt und kein Dorf nimmt dich auf, auch nicht die gewölbte Buche, / der Strand nicht, und auch nicht das Meer, du irrst durch die Welt als Vagant.“

6 Johannes 3,8 (aus dem Nikodemus-Gespräch): „Der Wind weht, wo er will; du hörst sein Brausen; du weißt aber nicht, woher er kommt und wohin er geht. So ist es mit jedem, der geboren ist aus dem Geist.“

Schau, wer du bist, halte dir den Spiegel vor, Gewissensspiegel, richte dich nicht nach den anderen, richte nicht die anderen, richte dein Leben aus nach deinem Innersten. Versiegle deinen Mund, verschließe deine Gedanken im Turm, lebe, als würdest du in einer Zelle wohnen. Aber wo ist die Welt?

Der Föhnsturm, der kämpfende Vorreiter des Frühlings, der die Äste durchrüttelt und in die Knochen der Menschen fährt, er lässt die Schneewolken über den Himmel preschen wie sich bäumende Pferde und reißt sie mutwillig dahin und dorthin.

Sie verschlingen das Licht und schwärzeste Schatten legen sich bei Tage über die Äcker und Häuser der Welt. Nicht lange, und es fällt Sonnenlicht auf die schneenassen Bäume und Dächer und lässt sie funkeln. Wie die Natur werden auch die Menschen gebeutelt im Hin und Wider und das Herz tut ihnen weh. Und eines Tages nimmt der Wind es mit in die Lüfte.

Es ist

als hätte ich kein Herz, sondern einen Stein in meiner Brust. Etwas Hartes, ein vergiftetes Apfelstück, das blockiert, nicht mehr entfernt werden kann. Oder doch? Wodurch?

Tritt aus dem Türsturz hinaus, blicke übers Feld in die Weite, schau
da geht dir das Herz auf

Wieso gehst du nie hinaus? Es ist so weit, sagst du.
Es ist nicht weit. Es ist in dir. Alle Bilder sind in dir.
Du musst nicht weggehen.
Du musst nicht fort.

Jeden Tag Kartoffelsuppe.

Noch gibt es kein frisches Gemüse, keinen Salat, nichts zu ernten. Übrig sind noch alte Kartoffeln und verschrumpelte Gelbe Rüben im Keller, einige Zwiebeln im Topf. Das genügt zum Kochen, das genügt zum Überleben.

Du stellst ein Stilleben: Wicken und Fresien in einem getöpften Krug. Es erfreut dich und den, der es anschaut. Den Blumen ist es gleich, ob sie jemand anschaut oder nicht. Sie sind nicht eitel. Einige Zeit, dann sind sie verwelkt und du wirfst sie fort, auf den Kompost. Das Leben ist schön und schrecklich.

Das will wieder einmal keiner wissen.
Dass die Erde unter uns voll ist von Gewürm.

Es kommt die Zeit der täglichen Gewitter.
Kein Laut, kein Vogel, unbewegte Luft.
Von ferne Hahnenschrei,
die Schwüle bläht sich auf,
mit einem Schlag erstirbt die Welt,

Glockenblumen. Lila glockenförmige Blüten wachsen aus kleinen Mooskissen an der Garageneinfahrt. Brechen den Teer auf. Aus den Rissen quellen die hellgrünen Blätter und Stängel, so zartes Grün. So leichte Glöckchen baumeln im Sommerwind.

Sommerglocken.

Sommerglockenblumen wehen.

Glockenblumen verwehn mit dem Wind.

Sommer verweht.

Die Goldulme leuchtet in die Bläue hinein.

Brennender Sommer, glühender Sommer, der uns
den Atem nimmt. Das Land, noch blühend, trocknet
aus, die Ernte verdorrt, brennender Busch, die Feu-
erlilien welken zu schnell, die Früchte vertrocknen.
Mein Gesicht, verhutzelt und klein, passt in eine
Hand wie der Kopf eines neugeborenen Kindes.
Der Wald wird sich selbst entzünden.
Asche werden.
Asche sein und verfliegen.

Mittag. Lautlose Stunde. Schlafender Faun.
Schönwetterwolken stehen am blassen Himmel.
Der Zug fährt vorbei. Am Zuggleis wehen die
Mohnblumen noch einen Augenblick lang. Ich
schaue aus dem Küchenfenster.
Die Welt ist so fern, ist woanders, es gibt sie gar
nicht. Hier gilt sie nicht. So weit habe ich mich
zurückgezogen. So weit entfernt, bis ich sie nicht
mehr höre und sehe.
Es wird ein Gewitter kommen.
Der Wind fährt in die Wipfel der Bäume, die über
das nächste Hausdach hinaus schauen.
Heimkommen in ein Haus mit Amaryllisblüten auf
der Fensterbank.
Im Winter heimkommen aus der Dunkelheit in das
vom Feuer des Holzofens erwärmte Zimmer.

Wörter hingekritzelt in Staub

Ich mache Kleinholz, Speitl. Gehe Brombeeren
pflücken. Gehe,
laufe wie der Sand durch das Stundenglas, alles läuft
ab wie im Film,
wer sagt mir, was zu tun ist?

Der Wind fährt in den Kamin und durch das Rohr in den Ofen hinein. Die hohen Bäume biegen sich im Wind, knarren und stöhnen. Ein entwurzelter Stamm wird von den umstehenden Bäumen aufgehalten, früh im Jahr wird der Wind Schnee bringen. Die Vögel sind aus dem Bild gefallen. Nur eine Krähe ist auf dem Haus gegenüber erstarrt.

Meine kirschroten Lacksandalen, bitte, stell sie ins Bild.

Den Blutdorn, den kenne ich. Er wächst um den Friedhof herum. Der Friedhof hieß früher Gottesacker. Da war jeder aufgehoben bis zum jüngsten Tag.

In diesem Jahr säe ich nichts und ernte ich nichts. Das wird ein harter Winter.

Vom Fenster aus der Blick in den Vorgarten
Die zarten lila Glockenblumen und die jungen Birkenstämme am Rande der Toreinfahrt wie in Schweden, im blumenverwilderten wildwachsenden Vorgarten, alles, was blühen will, nicht von menschlicher Hand geordnet, sondern Wildnis, die Samen streut, blüht, verwelkt, vergeht, und so nicht mehr wiederkehrt. Nachtkerzen, Goldruten, Stockrosen, Feuerlilien, Farn, unbekanntes Gebüsch, darunter wilde Erdbeeren. Nächstes Jahr wächst dort anderes. Nun zerbreche ich mir den Kopf über die Zukunft und die Vergangenheit, aber ich komme meiner Vergangenheit nicht aus und auch nicht meiner Zukunft.

Aus dem Schornstein gegenüber quellen kleine Kobolde heraus, zerzauste Windgeister, vom matten Frühlicht lila durchstrahlt. Ich schaue durch das Kaleidoskop und denke, das ist auch eine Welt. Die Wirklichkeit hat einen Stich.

Wenn alles vergebliche Liebesmühe ist, was dann?
Wer will unsere Mühe? Wofür? Wer bittet uns darum? Will jemand etwas von uns?
Was wollen wir denn?
Das Leben ist versponnen, in tausenderlei Fäden verwickelt. Und jeder steckt in seinem Gewirr.
Abgewickelt, vertan, verwirkt.
Der Stoff ist verwirkt. Es ist verwirkt. Du hast dein Leben verwirkt.

Kaputt.

Ein verwirktes Stück Stoff, ein Webstück, ein buntes, wirres, lustiges wird ein Fußabstreifer.
Das kriegst du billiger. Es ist zu nichts zu gebrauchen. Nutzlos. Aber doch schön.
Ich nehme es. Ich lege es vor mich auf den Tisch, es wird ein Tischtuch für mich, mit der Vase darauf und einem Milchkrug, was bedeutet „einen Nutzen haben“?
Es ist gewirkt aus der Wolle von einem Schaf, von etwas Lebendigem etwas Lebendiges. Es gibt doch nichts Schöneres.
Das Lebendige. Das, was atmet. Was Atem schöpft. Das Organische.
Das schöne Orangerot.
Auf dem Fensterbrett habe ich eine Zwiebel, die auswächst, in den Kerzenständer gelegt, erst vor kurzem, und ohne weiteres Zutun gedeiht sie prächtig,

sie entwickelt herrliche grüne Zwiebelröhrl, obwohl es keine frische, sondern eine vom Wintervorrat übriggebliebene vernachlässigte Kellerzwiebel ist. Die Pflanzen treiben schöngefältelte Triebe, hellgrün.

Es regnet seit letzter Nacht. bald wird es schneien. ein Zug Vögel gleitet lautlos über die graue Fläche. der Herbst ist da, sagen die Leute. ja, sagen sie. jetzt wird es kälter, sagen sie. jeder fühlt in sich hinein, ob er schon kälter wird, das Herz vielleicht. den Bäumen ist es auch kalt, inwändig, die Blätter fallen. der Lebenssaft zieht sich zurück. aber sie werden wieder austreiben, die Bäume. und wir? wo bin ich zu Haus? im Schoß der Erde, das ist gewiss. das ist das einzig Gewisse. wie die Blumen auf der Wiese verwehen und niemand mehr weiß, wo sie gestanden sind, so geht es uns, wenn wir dahingehen.

Kinderbilder

Die Küchenuhr tickt unaufhaltsam und laut. Tick tack tick tack tick tack tick tack ... da erinnere ich mich –

Vater zeigt mir als Kind den Sensenmann in Altötting über der Türe, er bewegt die Sense hin und her, hin und her, hin und her, hin und her, hin und her, im Gleichmaß der Sekunden. Wenn er in die eine Richtung schwingt, stirbt ein Mensch, wenn er in die andere Richtung schwingt, wird einer geboren, irgendwo auf der Welt. Geburt und Tod. Hin und her, hin und her, hin und her, ohne eine Pause.

Der Tod und die Zeit. Beide unaufhaltsam. Ich stehe und schaue gebannt hinauf zum Sensenmann über der Tür.

„Jetzt komm’, geh’ weiter“, rufen die anderen, drängen mich hinaus.

Aus, die Erinnerung. Der ganze Tag, der ganze Monat, das ganze Jahr, verschollen in meinem Kopf, unauffindbar abgelegt, nur dieser Moment, dieses Bild, dieses Schlaglicht, die einzige mir eingebrannte Erinnerung, sie ist vorhanden.

Da sitze ich unter dem Strauch mit den gelben Sternblumen im Garten wie in einem grünen lichtdurchfluteten Haus, die Bienen summen über meinem Kopf, und denke nach. Hier bin ich sicher vor der mir unerklärlichen Welt. Ich kenne mich überhaupt nicht aus. Ich weiß garnicht, wer ich bin und wer die anderen sind. Ich weiß garnicht, was ich tun soll. Sie sagen etwas zu mir, es bricht so viel auf mich herein, ich bin ganz beschäftigt mit Hören und Sehen und Überlegen. Da komme ich nicht zum Handeln oder Reden. Da bin ich schon wieder

einmal zu langsam. Die anderen wissen genau, was gerade zu tun ist. Woher wissen sie etwas unverbrüchlich? Woher wissen sie, was das Beste ist und was gut oder schlecht?

Die Küchenuhr tickt.

Vor uns steht ein weißes Porzellanservice. Auf dem Mokokännchen sowie auf jeder Tasse ist Goethes Kopf reliefartig abgebildet. Wir trinken sehr starken heißen Kaffee, nippen ein wenig an den Tassen, Königinmutter sitzt im hohen Stuhl und blickt gelassen auf ihre unsteten Nachkommen. Von tausend Möglichkeiten hin- und hergerissen zweifeln wir an uns selbst und verzweifeln.

„Das Leben geht weiter, es bleibt nicht stehen, es ging immer weiter. Das ist das Erstaunliche daran. Man kann sich so vieles nicht vorstellen, und eines Tages ist das, was ganz außerhalb unserer Vorstellungskraft lag, Wirklichkeit“, sagt sie.

Plötzlich sitze ich auf einer Maienwiese. Königinmutter nimmt den Strohhut ab, als sie fertig ist mit der Gartenarbeit, und wäscht ihre Hände am Brunnen. Ich sehe sie ins Haus gehen. Es gibt gleich Mittagessen. Wo das Kind nur wieder steckt! Sie müssen mich suchen, aber ich weiß, dass sie mich in meinem Blätterhaus nicht finden. Da das Fenster offen steht, höre ich sie beten, das alte ausgeleierte Tischgebet, die Worte haben sich verbraucht im Laufe der Zeit, abgenutzt im immergleichen Hersagen, abgegriffen wie das tägliche Geschirr.

Ich lerne so viele Wörter. Die Wörter wollen sich nur schwer formen lassen, es ist eine so große Diskrepanz zwischen dem, was ich sehe, und der Welt, die ich in mir trage. Wie sollte ich den Himmel beschreiben können an einem Sommermorgen! Mit Hilfe der Wörter versuche ich, mich in der Welt zu

bewegen. Immer bleibt etwas Unaussprechliches in mir zurück. Wie ich mich mein Leben lang in der ererbten Sprache bewege, so bewege ich mich immer in denselben Kreisen, jeden Tag gehe ich dieselben Wege, gehe, und es kostet unheimliche Kraft, diese Magnetfelder zu verlassen, und letzten Endes ziehen sie mich immer wieder in sich hinein. Und es gibt kein Entrinnen. Und so gehe ich immer dieselben Pfade der Gedanken entlang und komme nicht aus der Struktur, die mich festhält.

Wenn schwere Sommergewitter im Anzug sind, die nämlich, die von Osten kommen, dann zündet Königinmutter die Kerze an, vornehmlich und am besten die aus Altötting, auf alle Fälle aber eine geweihte. Kennen die anderen meine Welt, meine Welt im Kopf?

Mein Universum kann ich nicht mitteilen. Meine Welt, wen würde sie interessieren?

Aber wie beglückend ist eine Erinnerung, die man teilen kann, so ein Bildchen, das noch jemand kennt, und man ist darin nicht alleingelassen unter Milliarden von Menschen und Milliarden von Sternen. Aber niemand versteht, was der andere denkt. Ich begreife nicht, was anderen leicht verständlich scheint.

Und ich begeben mich freiwillig ins Exil, ich, Nachfahre der Königinmutter, ich stelle mich ins Abseits, bevor mich die anderen ausgrenzen können. Sie beobachten mich skeptisch aus der Ferne, wissen nicht recht, was sie mit mir anfangen sollen. Und mir sind die Regeln ihrer Welt unverständlich. Sie sprechen mich lieber nicht an, und das Schweigen ist immer noch besser als Verletzungen. Aber auch Schweigen ist Verletzung. Und ich verharre im Schweigen.

Also Gehen. An den weißblühenden Schlehen am Feldrain entlang hinauf zum Lichtweg, über den Friedhof in den Grund, von hier auf Sand- und Feldwegen zum Gut und zum Schloss an der Würm. Das ist einer der Kreise, in den ich immer wieder hineingezogen werde.

Alles blüht um mich herum. Das Summen der Bienen, die liebliche Landschaft umgeben mich. Wovor sollte ich Angst haben? Durch alle Poren dringt das warme Leben ein. In der hochstehenden Sommerwiese schreibe ich seit Jahrhunderten. Wer könnte so weise sein, vorauszusehen, wofür das, was wir tun, taugt? Wo ist dein Stachel, Tod?

In der Innenschau sehe ich Astern und Dahlien im Krautgarten, diese grellen Farben vor dem weichen Septemberhimmel, die fliegenden Schleierwolken wie Schlieren im Auge. Die Wärme auf der Haut, auf der Netzhaut, dringt bis ins Innerste hinein. Das Wasser der Lebensflüsse fließt unermüdlich jahraus und jahrein und frägt nicht nach woher und wohin. Wir schlagen uns durch unbekanntes Gelände, um am Ende doch wieder in der alten Bahn zu stehen. Die Wolken trennen sich, es wird licht. Über jedem Menschen, der sich hinwendet, ist der Himmel offen wie auf den alten Votivtafeln.

Andachtsbild

ihr goldrotes Haar
entzündet sich
im Abendlicht.
lesend versunken
neigt sie dem Schatten zu,
Kirschlorbeer deckt ihr Gesicht.
Aufflammt die Schwester
neben ihr
im Feuerschein

22.02.2010

unterwegs

Es ist, als kämen die Sanddünen auf mich zu. Als würden die Sandkörner langsam und stetig heranzrollen, hinter mir läge das Meer und ich wüsste mir keinen Ausweg. Die Dünen würden sich über mich wälzen und ich, in Schreckstarre verharrend, wäre zu keiner Bewegung fähig.

Je länger ich das Kalenderblatt anstarre, desto größer werden die Dünen vor meinen Augen. Ich höre das Meer, das Geräusch ist mir erinnerlich in meinem Kopf. Ich gehe in Gedanken den Kanal entlang, beidseitig eingefriedet von Erdwällen, bepflanzt mit Narzissen und winterhartem Gesträuch, Maiglöckchen auch, was früh grünt.

Neben der Gartenharke laufen schwarze Spinnen die heiße Mauer hinauf, um sich im schattigen Efeu-gerank zu verstecken.

Ich bin ja hier. Und dort.

In mir liegen alle Bilder.

Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll. Ich weiß, ich müsste fliehen und kann nicht.

Kannst du nicht auf deinem Platz bleiben?

Ich will ja hier sein.

Dann lass es gut sein. Dann denke nicht mehr an Flucht und bleib und tue, was getan sein muss. Das Tägliche, die Pflicht.

Ich lege das Bild auf den Stapel am Tisch. Die Kalenderblätter sind von Mutter gesammelt.

Es ist ihre Lektüre am Ende des Tages nach getaner Arbeit, erbauliche Sprüche und schöne Bilder von einer schönen Welt.

Aus dem Garten die jungen Löwenzahnblätter für den Salat und Schnittlauch. Magst du? Wir essen im Garten, der ist ein wenig verwildert.

„Ich bin nicht so schnell wie das Unkraut“, sagt sie, „die wilden Blumen säen sich überall aus. Die Wiese steht hoch.“

„Lass nur“, sage ich, „ist doch schön so.“

„Du bewohnst viele Räume. Alles, was du gesehen hast, und was du siehst, und was du im Geiste siehst, die Traumräume, unzählige. Aber du lebst hier, wo du bist, und nicht woanders“, sagt sie. „Es hat alles seine Zeit. Seine bestimmte Zeit.“

„Morgen fahre ich nach Amsterdam“, sage ich.

„Was du immer alles zu tun hast. Was hast du zu tun?“

„Ich kaufe Tulpenzwiebeln und Bilder.“

„Bin ich froh“, sagt sie, „dass ich in meiner Welt lebe. Ich brauche nicht mehr, als ich habe. Ich habe alles, was ich brauche. Es genügt mir.“

morgen fahre ich

Die Taube sieht mich mit ihren großen Perlenaugen genau an, sie ruckt mit dem Kopf hin und her, hin und her, aber unverändert hält sie den Blick auf mich gerichtet. Was denkt sie wohl, denke ich, was sieht sie von mir, warum sitzt sie hier und beobachtet mich?

Sie sitzt und fliegt nicht weg, auch als der Zug einfährt, bewegt sie sich nicht, so sicher ist sie sich ihres Platzes. Ihr Blick hat mich in Bann gehalten, ich schiebe mich in den Zug hinein mit all den Menschen und schon in dieser Sekunde finde ich es schrecklich und widerlich und frage mich, warum

ich das tue. Ich bin eingekeilt zwischen Menschen auf engstem Raum, Koffern, Tüten, neben mir und hinter mir wird gesprochen in Handys oder mit den Begleitpersonen. Die einen trinken, die anderen essen, eine Frau sitzt an ihrem Laptop, der furchtbar laut piept, weil der Akku zu Ende geht, ständig fragt sie ihre Nachbarn, wo wir gerade seien und wie lange es noch dauern werde, bis zu dieser oder jener Stadt. Wie ein kleines Kind, denke ich. Dabei bereitet sie vielleicht einen Vortrag vor, ist Fachfrau für Wirtschaftsfragen, aber nicht in der Lage, auf die Uhr und den Zugplan zu schauen. Bei der hundertsten Frage gebe ich ihr den Zugfahrplan hinüber, wortlos, sie fragt trotzdem weiter, es ist rätselhaft. Das Piepen des Akkus sticht mir in die Magengegend; wütend steige ich am nächsten Bahnhof aus; da stehe ich in einem langweiligen und entlegenen Provinznest.

In der Gaststätte sind nur einige ältere Männer. Hier kann ich in Ruhe sitzen, trinke einen Kaffee. Die wenigen Worte, die sie sprechen, klingen beruhigend. Sie fallen schwer wie Tropfen aus einem Wasserhahn in einen stillen Raum. Das ist schön. Hier werde ich übernachten.

Mit ungläubigem Erstaunen überreicht mir einer von ihnen den Schlüssel für das Zimmer am hinteren Eingang, zum Garten hin gelegen, ebenerdig, kühl. Vor dem Fenster wächst ein riesiger Kirschlorbeer, dunkel. Ich gehe abends noch hinaus, will mir den Ort anschauen. Ich weiß ja nicht einmal, wohin es mich verschlagen hat, zufällig, auf der Flucht vor den anderen, wie immer auf der Flucht vor irgend-etwas.

Die Taube sitzt auf der Dachrinne des Hauses. Schon als ich auf der Schwelle stehe und hinaustrete, spüre

ich ihren Blick in meinem Rücken. Sie sitzt da und blickt mich unverwandt an. Sie will mir etwas sagen, aber ich verstehe sie nicht.

Wie wenig verstehe ich. Ich kann nicht fliegen. Und dann falle ich plötzlich weit, unendlich weit in ein dunkles Loch. Es muss eine Grube oder eine offene Falltür gewesen sein, die ich übersehen habe, als ich einige Schritte rückwärts ging, den Blick auf die Taube geheftet, und nun bin ich in Dunkelheit gefallen, und es ist nichts um mich herum außer Erde. Ich sehe nicht einmal den Himmel, denn es ist Nacht geworden, ich kann ihn nur vermuten, wenn ich den Kopf hebe. Müde und gedankenlos werden die anderen jetzt in Amsterdam aussteigen, die bedeutende Persönlichkeit wird zufrieden mit ihrem Werk ihren Laptop zuklappen, morgen über etwas reden, über Bilder oder Geschichte oder Wirtschaftszahlen, was weiß ich. Und ich sitze in dem dunklen engen Loch und es weiß niemand, wo ich bin.

Langsam sehe ich, wie die Dämmerung die Nacht aufhellt, langsam erwachen die Vögel, meine Taube gurr, ich höre sie ganz nahe. Jemand klatscht in die Hände, will sie verjagen, aber sie bleibt, ich weiß ja, wie unerschütterlich sie ist, sie wird mir bleiben mein Leben lang. Ich höre die Hintertüre quiet-schen, jemand läuft auf dem Rasen, ich rufe, es klingt dumpf und leise, viel zu leise. Trotzdem wird etwas über mir sichtbar, ein Schatten.

Dahinter diesesig Sonnenlicht. Der stumpfe Himmel vergilbt.

Schlänge dich heraus.

Sie lacht. Die Frau aus dem Zug lacht. Das hast du davon, weil du nicht nach dem Weg fragst, sagt sie, weil du ins Blaue schaut.

Kauf Zwiebeln und Zitronen, höre ich eine Frauenstimme sagen. Sie sagt es zu einem Kind, denn sie wiederholt, hörst du, Zwiebeln und Zitronen.

Und das Kind, das sich langsam entfernt, singt: Zwiebeln und Zitronen, Zwiebeln und Zitronen, Zwiebeln und Zitronen, als seien diese zwei Worte ein Lied.

Ich wollte niederländische barocke Stillleben kaufen, Fliegen und Käfer auf Früchten, auf Tischen, die sich biegen unter der Last erlesener Speisen. Ich bekomme Hunger.

Da endlich kommt jemand mit einer Leiter. Himmelsleiter, ich steige hinauf in den blauen Himmel, ins blaue Nichts, in eine weiße Wolke hinein, die Leute, die um mein Loch herum stehen, erschrecken fürchterlich. Die Taube gurrt auf der Dachrinne, sie wiegt ihren Körper hin und her, sie scheint beruhigt und aufgeregt gleichzeitig. „Wie konnte das nur passieren“, sagen die Männer aus der Wirtschaft. „Jemand hat die Abdeckung offengelassen, wahrscheinlich die Kinder“. „Natürlich, immer die Kinder, nur die Kinder“, sage ich. „Das war doch ein Hinterhalt“, sage ich, „von der schrecklichen Frau aus dem Zug“. Sie schütteln den Kopf, „das ist die alte Müllgrube“, sagen sie.

Sie wird schon lang nicht mehr verwendet, aber es gibt sie eben noch. Pech gehabt. Weil du immer ins Blaue schaut. Der Satz hämmert sich in meinen Kopf ein. Weil du immer ins Blaue schaut.

Ich bin eingeschlafen im Zug. Das ist mir noch nie passiert. In der Zwischenzeit ist die Frau mit dem Laptop ausgestiegen. Endlich ist Ruhe.

Die fettgelben Rapsfelder wechseln sich ab mit
Wiesen, die umwölkt sind von weißblühendem
Schlehengesträuch. Alle Bäume schäumen über vor
Blüten.

Kurzzeitig, dann wendet sich das Blatt.

Du hast recht. Schon morgen wird es kalt sein auf
diesem Fleck und die Erde gefroren

Und wenn wir alles abgeschritten hätten,
gäb es nur Tag und Nacht
und Tau und Glut.

Alles, was draußen liegt, fliegt an mir vorbei.
Wenn ich heimkomme, werde ich bleiben.

Winterkapitel zu „Der Freiherr“

Auf der Burg im Winter gibt es kein Leben.

Wenn Johann genug Holz gesammelt hat im Herbst, ist es im Innersten zu warm, um die kurzen düsteren Tage hindurch am Feuer zu sitzen oder zu stehen und zu lesen oder gar nichts zu tun, denn man kann nichts tun.

Wenn aber das Holz ausgeht, ist es so kalt in der langen Dunkelheit, dass man sich aus den Fellen und Decken nicht mehr auswickeln mag. Die Fenster sind ganz zugefroren und mit Eisblumen bedeckt. Mittags, wenn die Sonne wie eine Mandarine am fernen Horizont steht, kommen einige Kinder von einem entfernt liegenden Dorf, um auf dem Wassergraben Schlittschuh zu laufen. Sie dürfen nicht auf den Fischweihern laufen, es stört die Ruhe der Fische. Daher laufen sie rund um meine Burg herum, und ich kann ihnen von Fenster zu Fenster wandelnd zusehen. Johann sitzt meistens am Tisch in der Küche und liest. Hier ist noch die einzige Feuerstelle, die einzige Wärme.

Wenn ich im Januar nachmittags am Schreibtisch sitze, dann steht der Mond bereits am wasserklaren Himmel, der so hell ist, dass man keinen Stern sieht. Die Kirschbäume strecken unbewegt ihre kahlen Zweige in den Hintergrund. Der Gärtner hat sie kunstgerecht zugeschnitten. Die Beete sind mit Tannenzweigen abgedeckt, über denen der Schnee liegt. Ich sitze hier im Winter am Ofen und prüfe die Rechnungen des vergangenen Jahres, nicht anders als es die Gutsverwalter oder Gutsherren in früheren Zeiten taten. Leider fehlen Verwalter aus vergange-

nen Zeiten in diesen stilvollen großen Räumen. Daher bleibt die Arbeit an mir hängen, aber ich sitze gerne an dem alten Sekretär, in dem Salon, der für den Tee bestimmt ist, wenn Besuch kommt. Alles das, was man aus den Romanen der Vergangenheit kennt, ist hier in der Einsamkeit und abseits der Welt erhalten geblieben, als wären die Menschen nur kurz weggegangen und würden jeden Moment zurückkommen.

Sonntags kommt bisweilen Besuch aus der benachbarten Stadt, der von seinen Geschäften spricht, von seinen Unternehmungen, den geglückten, von den missglückten spricht man nicht. Aber auch dies werde ich einstellen, bevor es zur Gewohnheit der anderen wird. Der Sonntagskuchen steht auf dem kleinen Tisch, mit eigenen Mirabellen gebacken, das Quittengebäck, der Apfelstrudel, das Obst den ganzen Winter verfügbar, weil eingekocht und eingeweckt von fleißigen Händen, die bisweilen in der Küche wirtschaften im Spätsommer, wenn die Ernte reichlich ist.

Heute ist es brechend kalt, das lange Gras ist gefroren, am Graben hängt eine dünne Eisschicht ins Wasser, wächst langsam darüber. Ich gehe am Bach entlang, wo im Sommer die Wiese steht und der Mais, nicht einmal beim Laufen wird es warm, obwohl bis auf das Gesicht eingepackt, aber der Frost mit seinen kalten Händen springt mich an wie ein wilder Hund.

Der Mond ist ein wenig weitergewandert oder die Erde hat sich gedreht unmerklich und doch so, dass mir schwindlig wird, wenn ich hinaufsehe. Ich öffne die Flügeltüren zur Terrasse und atme den blauen Himmel ein und die kalte Luft und bin glücklich beim Anblick der Weite, denn dies ist mein Land.

Um bis zu dieser Flügeltüre zu gelangen, muss man durch viele Zimmer und Kabinette gehen und viele Flügeltüren öffnen, die jede wieder in einen anderen Raum führt. Bis man endlich an diesem Fenster mit dem weiten Blick steht.

Der Ostwind fegt ums Haus, er wird Schnee bringen. Vertrocknete oder erfrorene Hagebutten haben sich am Spalier gehalten. Getrocknete Samenstände an den Pflanzen scheinen feuersprühende bizarre Blüten zu sein. Nicht einmal im tropischen Sommer sieht man ähnliche Formen. Und doch spiegeln sie jetzt nur das Winterlicht wider ohne eigene Farbe zu haben.

In der Dämmerung scheint der Schnee lila zu sein
Der Mond friert am eisgrünen Winterhimmel.

Die drei Frauen im Haus auf dem Hügel

Es gibt nur ein einziges Haus dort oben auf dem Hügel, beinahe versteckt unter hohen schattenden Bäumen. Im Zimmer stehen drei alte Frauen, sie blicken mich lächelnd und gütig an. Wie altherrwürdige von Einheimischen verehrte Gottheiten.

Es ist düster im Raum, erst allmählich sehe ich, dass überall auf den Tischen und Stühlen Stoffe, Bänder und anderes Nähzeug verstreut liegt. Der Walnussbaum vor dem Fenster macht das Zimmer so dunkel. Es gibt keinen freien Stuhl oder sonst einen freien Sitzplatz. Dies ist ihr Wohnraum, gleichzeitig schneiden sie hier auch, denn Arbeit ist der Inhalt und Sinn ihrer Tage, Wohnen und Arbeiten sind eins. Ich habe sie durch mein unangemeldetes Eintreten in ihrer Arbeit unterbrochen.

Sie stehen ruhig da und lächeln mich an, freundlich, still, ein wenig neugierig.

Auch ich bin still und blicke sie an. Dann reden sie etwas untereinander, aber ich verstehe nichts, höre nur Summen und Lispeln wie von leichtbewegten Blättern. Wie Säulen stehen sie beisammen, eine links, eine in der Mitte, eine rechts vor mir. Ich möchte ihnen sagen, dass ich ganz anders leben will. Wieso kommt mir das in den Sinn? Sie haben doch mit mir gar nichts zu tun, ich habe sie vorher nie gesehen, also warum stehe ich hier, warum lebe ich nicht, wo und wie ich will?

Dann aber verlasse ich wieder den düsteren Raum, ohne ein Wort gesagt zu haben. Die drei Frauen blicken mir mit schiefgestellten Köpfen nach wie Vögelchen.

Die hochbelaubten Bäume werfen über den ganzen Hügel und das Haus ihren Schatten wie ein anderes grünes Dach. Nun höre ich sie drinnen weiterarbeiten, die Nähmaschinen surren.

Am Fuß des Hügels liegt die besonnte Welt.

Warum bin ich hier allein? Warum sagen mir die drei alten Frauen nicht, wie ich von hier weiterkomme? Warum weisen sie mir keinen Weg? Ich blicke zurück, aber die Fenster sind so dunkel, die Tür geschlossen.

Mai 2009

Junizauber

Es liegt ein besonderer Zauber in den hellen Juni-nächten. Das Sonnenlicht zerfließt in einem breiten goldenen Band am Horizont. Das gelbe Haus an der Wiese erinnert mich an mein böhmisches Gut, das im Sommer von Jasminbüschen umblüht war, die den weißen darüber hinziehenden Wolken glichen.

In den Nächten um Johannis, wenn es hell ist, stehen die Menschen draußen beisammen; die Rosen duften und die Blütenzweige des Jasmin fallen wie Schaumwellen über die Mauer. Der blühende Feuertorn verströmt seinen betörenden Duft, bevor die glühenden Kugeln dem Herbst entgegenreifen. Das Geißblatt über dem Gartentor blüht wie die untergehende Sonne, alles ist von Feuer durchdrungen.

Ich will nicht, dass die Schlossräume, auch wenn sie leer sind, abgebrannt werden. Aber ich kann es nicht verhindern, dass eine Frau in einem großen Raum Feuer legt. Ich versuche, ihr das Scheit aus der Hand zu reißen. Als es mir nicht gelingt, laufe ich, um nicht zu verbrennen, hinaus, immer am Flussarm entlang in Richtung Meer, in einer Menge von Menschen, die sich alle auf oder neben dem Wasser schnell fortbewegen. Das Schloss brennt hellauf in der Ferne.

Immerfort suchen die anderen in mir den Täter, aber ich beteuere von Anfang an, dass ich zwar am Ort gewesen bin, den Brand aber verhindern wollte, ferner, dass ich weiß, dass die Frau, die ihn gelegt hat, zusammen mit dem Mann, der neben ihr stand, dort in den Räumen verbrannt ist. Denn nur ich konnte mich über eine Hintertreppe hinaus retten,

weil ich mich in den Räumlichkeiten meines Schlosses genau auskenne.

Das Feuer und das Sonnenlicht verschmelzen am Horizont, nur langsam steigt das kühlende Nachtblau. Den Mann traf ich viel später auf dem kleinen ummauerten Friedhof bei der alten Kirche wieder, da war ich sehr beruhigt. Ich wusste von Anfang an, dass es mein Mann war, der im brennenden Raum neben der Frau zurückblieb. Aber nun sehe ich, auch er ist gerettet.

Juni 2009

Planegger Sommer

Rauf zu den Pappeln, durch Brennesseln und Hollundergebüsch, die nackten Füße brennen feurig, es sticht an den Sohlen, aber das Herz jubelt den Weg hinauf, den bauschigen Sommerwolken, dem blauen Sommerhimmel entgegen. Kinderfreiheit, Vagantenfreiheit, Sommerfreiheit. Die grünen Büsche schlagen über mir zusammen und keiner weiß, wo ich bin! Der liebste Weg, der Lichtweg, an den Schlehen entlang, ihr Dornengestrüpp ist fast zu eng, ist kaum zu durchbrechen, hinauf auf den Hügel, und weiter über den Friedhof bis in den Grund, wie die Siedlung am Ortsrande heißt. Hinter dem Hollunder steht unvermittelt ein Junge vor mir.

Was ich hier will, fragt er.

Was will er denn? Denke ich.

Wir blicken uns an, als sähen wir zum ersten Mal einen Menschen.

Nur das Surren von Insekten ist zu hören, ein leeres heißes Geräusch. Unsere Blicke haben sich ineinander verkeilt. Wir sehen nicht, was uns umgibt, wir hören nichts außer dem eintönigen Summen. Starr und lauernd stehen wir uns gegenüber wie in einem Zauberbann gefangen.

Bis ich mich umwende und den Abhang hinunterlaufe. Sind das seine Augen in meinem Rücken, die brennen, oder die Stacheln der Zweige? An den Armen bin ich blutig zerkratzt, laufe, bis ich aufs Feld hinaus komme. Ich gehe wie im Traum, als sei nichts gewesen, was ist wirklich gewesen? Etwas in mir ist anders als vorher. In Gedanken gehe ich immer wieder den Hang hinauf und hinunter. Was suche ich dort, was will ich finden?

Ich blicke in den Himmel hinauf, Wolkenbänke türmen sich dort, von Sonnengold umsäumte Gewitterwolken.

Ich verstecke mich im grünen Haus, bin in einer Zauberwelt. Hier ist alles gut und friedlich und still, es gibt kein Verrinnen von Zeit, es ist, als wäre ich gestorben, und immer und ewig an diesem wohligen Ort, es gibt keine Angst mehr vor den anderen.

Rötlich in der Abendsonne die an der Mauer geschichteten Holzscheite,
als wüssten sie vom Feuer.

2009

Planegger Winter

Sie hat Feuer gefangen, die Wintersonne, eine kupferrote Scheibe über der Würm. Wenn ich ein Auge schließe und dann das andere, rollt sie von Baum zu Baum. Wo steht sie wirklich?

Wir gehen in den Sterberosenkranz. Vater kennt die Texte alle auswendig. Er ist als Ministrant auf den Versehgängen mitgegangen zu den Sterbenden in die Häuser und Gehöfte. Plötzlich ist die feurige Sonne zerrieselt und grau wie Asche. Ausgebrannt, die Laterne. Heimgehen in der frostigen Nacht. Der Atem wird zur Eiswolke. Ich habe einen Sternenhunger.

Erster Tag

Über die Stadt ist helles Licht und sommerlicher Schatten ausgeworfen wie ein Netz. Ich gehe an den Jugendstilhäusern entlang, oben an den Balkonen mit den schmiedeeisernen Gittern wehen Gardinen in der Luft.

Der Lärm der Stadt braust rundherum, aber diese klaren Zimmer erreicht er nicht. In einem der Zimmer, hoch und weißgetüncht, stehen viele Kinderbettchen. Hier liege ich und sehe nur den weißen Plafond, die weißen Wände, manchmal beugt sich eine weißgekleidete Gestalt über mich, denn ich bin eben erst geboren.

Dies das erste Bild dieser Welt, das sich mir in die Seele brennt.

Weiß, klar, rein, sonnendurchflutet, mit einem Hauch Frühlingswind, die Welt. Vielleicht einen Tag lang. Dann wurde es kühler, schattig, die Fenster wurden geschlossen. Die Luft war nun erfüllt von Geschrei, die weiße Gestalt kam eine Ewigkeit lang nicht mehr, ich war allein, hilflos ausgesetzt allem, was nun geschehen würde.

Wenn ich vorbeigehe, glänzen die schmiedeeisernen Balkone im Morgenlicht, weiße Gardinen wehen an den hohen hellen Fenstern, der Frühlingswind fällt in die Straßen ein, luftig und leicht, ein warmer Tag, blühende Kastanienbäume, filigranes Sonnenlicht flirrt in den Blättern.

Begräbnis in Fridolfing

Vom Friedhof hat man einen weiten Blick nach Österreich und auf das Salzbachtal hinunter. Hier standen wir an einem kalten Novembertag neben dem Leichenhaus, wo der Sarg aufgebahrt war. Der Priester, in ein lila Gewand gekleidet, hatte noch einen Umhang gegen den eiskalten Wind um die Schultern geworfen; er stand vor dem Sarg und sprach mit lauter Stimme die Worte:

... wie die Blumen auf der Wiese verfliegen und niemand mehr sagen kann, wo sie gestanden sind, so vergehen auch wir ...

Er war groß und schlank und ging festen Schrittes dem Leichenzug voran bis zur offenen Grube. Hier sprach er lange und inständig Gebete, die sich an den Toten richteten und natürlich an Gott,

aber auch an den Toten. Der Umhang wehte im Wind, in weitem Kreis standen die Menschen schweigend und harrend um ihn herum, er sprach in die Grube hinein. Plötzlich ergriff er das Kreuz, das ein Kind dem Zug vorangetragen hatte, ein großes hölzernes Kreuz, und hielt es hoch über den Sarg und das offene Grab, als würde er es im nächsten Moment hinein und uns stockte der Atem. Er glich in seiner Heftigkeit einem frühchristlichen Missionar, der sich einer Schar Heiden gegenüber sieht, das Kreuz hoch über ihnen erhebt, hinter sich das weite und herbe Land. Er hielt das Kreuz dem Toten sozusagen vor das Angesicht und sprach dabei unentwegt zu ihm hinab,

... der du dein Leben lang an Jesus Christus geglaubt hast ...

dann gab er dem Kind das Kreuz zurück und alle darauf gebannten Blicke lösten sich. Die heilige Handlung war beendet, und der Priester verließ das Grab und die Umstehenden mit einem Segensgruß. Dann standen wir alleingelassen vor dem Toten und seiner letzten Ruhestätte. Der Herbstwind pfiß über das Land, in dem er lebte und wirkte und zur Ruhe gelegt wurde neben seine Vorfahren, die viele Jahrzehnte zuvor aus dem Österreichischen und Böhmischem hierher gewandert waren. Alle hat die Erde aufgenommen.

Novembernaut

Das Abendlicht im November verfängt sich in den Bäumen, wird matt und grau und verfällt, ach wie gut ist die Nacht, die alles bedeckt, und wie gut ist dann doch ein Licht, das irgendwo scheint, wenn es ganz dunkel ist, dann erhellt uns dieses eine kleine Licht und erhält das Leben in uns; aber ich bin wie leergefegt inwändig, wie eine völlig leere Kammer, ich fühle nichts und denke nichts, ich möchte nur in Ruhe sitzen und vor mich hinschauen, auf einer Bank im Park, es würde zu schneien beginnen, mich ganz einschneien; eine Schneefigur, die erst schmilzt, wenn es wärmer wird. Aber was bleibt dann?

2009

Schneesturm

Es ist zum Schneien zu kalt.

Trotzdem gehe ich in den Wald hinüber, vom scharfen Wind angefallen, der ins Gesicht schneidet, ich gehe, bis ich die Zehen und Finger nicht mehr spüre. Zu Hause brennen die Glieder in der Wärme blaurot, als wären sie erfroren. Es ist so kalt, dass es nicht einmal zum Schneien kommt, obwohl der Himmel schwer ist von Schneewolken, dunklen Schnee brütet, schwanger geht mit Massen von Schnee, die irgendwann auf uns herabstürzen werden.

„O Heiland, reiß die Tore auf, herab, herab vom Himmel lauf“, und

„Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab“, alte Lieder aus früheren Zeiten.

Wenn es wärmer wird, im März, wird die Schneeschmelze kommen, dann haben wir Hochwasser und bald wenden sich die Tage wieder der Dunkelheit zu, und immer so fort. Hinterm Holzofen lese ich in einigen Büchern abwechselnd. Einige Zeit lese ich „Verstörung“, „Stechlin“ oder „Die Wand“.

Ich lege ein Scheit nach. Das Holz kracht, als es auf die Glut gelegt wird, als wollte es etwas sagen, klagen, uns anklagen, die wir alles zu unserem Zwecke verwenden, zerstören, töten, weil wir anders nicht leben können, wie wir meinen.

Die Feuerfunken stieben hochauf, es ist wie ein unhörbarer Schrei des Lebendigen, es wird jemand verbrannt, der Geist, der im Baum wohnt, die Gottheit, die Nymphe. Die Feuerfarben sind das gebündelte

Leben, das Extremum, die Essenz, bis zum weißen Schein des Lichts, das unseren Augen schädlich ist, das uns blind werden lässt, das sich unseren Augen verwehrt, das wir nicht mehr ertragen können, das Äußerste, das Hellste.

Aber nun schneit es endlich und schneit mich ein bis über die Fenster, da hilft kein Räumen, die Tür geht nicht mehr auf; hoffentlich reichen die Vorräte, bis es wärmer wird, die Sonne scheint, der Schnee von selbst schmilzt, zur Not könnte ich den Notruf betätigen, aber ob die anderen ihr Haus verlassen können, ist fraglich. Und ob sie bis zu meiner Hütte vordringen können, ist unwahrscheinlich, ich wollte ja so fern wie möglich sein.

Ich gäbe die ganze Ewigkeit für Nähe. Jetzt aber bin ich in dieser Winterschneehöhle eingefroren. Was einmal gefroren ist, kommt nicht wieder zum Leben, denke ich. Der Himmel ist grün vor Kälte, so weit ich sehe.

Ich würde das Dunkle nicht wollen, nur der Amseln Gesang als Silberlicht am Wintermorgen.

Schlafen, schlafen ist gut, da vergisst man die Zeit, die Stunden vergehen wie im Schlaf, die Uhr bleibt irgendwann stehen, es gibt keinen Empfang hier von der Außenwelt, die Zeit steht still. Aber doch dreht sich die Erde zu unserem Glück und so ist es plötzlich Frühling, wir wissen nicht wie, laue Lüfte sind erwacht, es rieselt und gluckert und plätschert um uns herum, das Herz schwillt und alles ist wieder gut, weil lebendig und mild, die Sonne scheint gütig auf uns herab und wir selbst werden milde und gut

und beginnen zu lieben. Wer spielt so grausam mit unseren Gefühlen?

Das Leben zerschlägt mich. Ich fühle mich zerrieseln wie Zucker. Niemand hat Veranlassung den anderen zu retten. Niemand hat Veranlassung mich zu retten. Wer sollte mich retten wollen?

September 2009

Nachricht

Sie steht auf. Es ist ein kalter Morgen, am Flurfenster sind Eisblumen gewachsen. Die einfachen Handgriffe tun wie jeden Tag: Heizung andrehen, Wasser aufsetzen für den Kaffee, zuerst Feuer machen. Nachts hatte es wieder geschneit. Sie liebt es, Schnee zu räumen, obwohl keiner frühmorgens durch diese einsame kleine Seitenstraße geht. Das ist das Schöne an ihrer Wohnung, diese Abgeschlossenheit, diese Stille, Tag und Nacht.

Sie wird zum Friedhof hinaufgehen, vormittags, sie muss ja auch einmal hinauskommen. Sie schaut zu, was die anderen machen, wie sie sich ihr Leben einrichten. Haben sie wichtige Aufgaben? Oder fliehen sie vor sich selbst? Warten und zuschauen. Warten worauf? Dass das Leben endlich beginnt? Irgendwie vergeht die Zeit und es wird Mittag. Sie holt einige Blätter Feldsalat, der sich im Garten unter dem Schnee hält. Einige alte Kartoffeln vom Herbst, die sich noch im Keller finden, schon ausgetrieben, aber noch brauchbar für Bratkartoffeln. Nach dem Essen setzt sie sich an ihren Schreibtisch und schreibt. Zum wiederholten Male versucht sie ihre Texte in Zeitschriften, Verlagen, Hörfunk, Zeitungen unterzubringen. Noch nie gab es irgendeine Reaktion, eine Antwortzeile, eine Eingangsbestätigung, ihre Sendungen verschwinden wie in einem schwarzen Loch, als wären sie hinauskatapultiert ins All, niemand weiß etwas davon, niemand hat sie erhalten oder gelesen, sie sind nicht auffindbar, nicht da.

Es ist, als gäbe es sie überhaupt nicht.

Aber es gibt nichts anderes, als auf dem eigenen Weg weiterzugehen, denkt sie.

Sie hört auf ihr Allerinnerstes, ihr Allerheiligstes, das ihr niemand nehmen oder vorschreiben kann.

Den ganzen Nachmittag schreibt und schreibt sie, bis es dunkel wird in ihrem Zimmer.

Sie holt Holz von draußen, heizt den Ofen an, die Finger sind ganz klamm, vom Schreiben, von der Kälte, langsam erwärmt sich der Kamin, was für ein wohliges Gefühl, die Wärme breitet sich allmählich in ihr aus.

Ich lebe von den sommerlichen Augenblicken, die über das Jahr verstreut sind, davon lebe ich, denkt sie. Ich überlebe, indem ich mich erinnere.

2007

Regentag – Nichts – nichts Besonderes

Kalenderblatt

Heute gehen alle Menschen mit Regenschirmen auf der Straße. Von oben gesehen gleichen sie bunten Pilzkappen, die sich bewegen, schieben, aneinander vorbeidrängen.

Die Trambahn hält, manche klappen ihren Schirm zu und steigen ein, andere klappen ihren Schirm auf und steigen aus. Dann reihen sie sich in das Dahingehen der anderen Schirme an der Straße.

Wie wohligh ist es, in den Wörtern unterzugehen, einen regnerischen Tag lang, in Wörtern zu wühlen, sie ans Licht zu schaffen wie alte Klamotten, sie zu sezieren, ihren Klang zu finden, sie zu erfinden, so weit von der Dingwelt entfernt, nur Laute, bar jeder Wirklichkeit, an nichts geheftet. Sie tauchen auf und verschwinden und es hat keine Bedeutung, keine Folge, kein Leben, keine Lebendigkeit, nur Nichts.

Das Kalenderblatt ist abgerissen, mit dem vergangenen Tag ist alles vergangen, die Schirmpilze haben jeder seinen Ort gefunden zur Nacht. Was jeder getan, kann nicht mehr verlöschen, jeder wird brennen daran.

Erntezeit.

Sträucher rostig verbrannt bergen Beeren voll Süße und Fäulnis. Wir ernten mit schnellen Händen, was wir erhaschen können, aber so vieles entfällt uns, in unserer Ungeschicklichkeit verlieren wir alles und die Mühe war umsonst. Wir werden springen müssen in einen Brunnen, dessen Tiefe wir nicht kennen. Vielleicht, dass wir uns wiederfinden übers Jahr. Leicht gesagt, viel zu leicht. 2010

Stadt aus Stein

Der Blick vom Hofgarten auf die italienische Fassade der Theatinerkirche, darüber der Himmel in Klenzeblau, die Luft ist klar, die Brunnen, Blumenrabatten, die Residenz, die ganze Stadt überdeutlich, surreal, unwirklich. Die Berge zum Greifen nah, die Gipfel noch schneebedeckt, die sonnenbeschienenen Hänge deutlich sichtbar vom Turm der Peterskirche aus. Als könnte man die Isar entlang bis ins Karwendel spazieren, als wäre alles leicht und schwerelos, sogar das Leben. Da meine ich zu fliegen, mich aufzuschwingen, wie oft habe ich solche Tage erlebt, schwebende Tage, die es nur in München gibt. Aber auch hier wie überall geht es ums Überleben. Und wie ein Kartenhaus fällt alles wieder zusammen, der Föhn, die Berge, die Türme, das Gelb und Blau, und es bleiben graue Pflastersteine. Nur der Boden ist wirklich, auf dem ich stehe, von dem ich mich nicht erheben kann, an dem ich klebe.

All meine Mühen sind wie das Kreiseln einer Münze, die auf das Pflaster fällt, sich dreht und dreht und dreht, bis sie umkippt. Aus. Da liegt mein Herz begraben. Denn was wir lieben, tötet uns. Nein: was wir lieben, töten wir.

2010

Römisches Braun

Das ist mein Sommer, ockerrotgoldbraun.
Erdfarben, in Jahrhunderten geschichtet. Vor den
Türen, an der Schwelle, auf den Treppenabsätzen,
im ganzen Haus stehen Krüge, Amphoren, Tontöpfe,
moosig bewachsen, beschattet von Flechten, Erd-
flecken, goldbraun und metallisch blau.
Sie sind alt, sie werden verscherbelt, wenn ich sie
nicht mehr hüte, behüte.
Zerfallen werden sie wieder Erde sein, und es ist, als
hätte es sie nie gegeben.
Wenn die Sonne knapp über der Welt steht, vergol-
det sie das Gezweig der Oliven, über die Hügel hin-
gebreitet gebrannte Erde, Gestein, Ton.
Alles Vorangegangene liegt in Schichten unter uns.
In der Stille hört man den safrangelben Sand von der
verfallenden Mauer rieseln.

2010

Aus meinem Setzkasten

Mit fünf Jahren habe ich aus dem Setzkasten Buchstaben genommen und auf den hölzernen Linien des aufgeklappten Innendeckels zu Wörtern gesetzt. So entstand eine eigene Welt durch die Wörter und jedes Wort meinte ein Bild aus der bekannten Wirklichkeit.

Bin ich je weiter gekommen?

Das noch warme Holz der Hausbank. Auf den Ziegeln des Schuppendachs liegt schläfriges Septemberlicht. Die Fliegen an der Wand suchen die letzten Sonnenflecken zum Aufwärmen.

Am Morgen geht die Sonne auf über dem Wald, wo letzte Nacht der Vollmond mit den tausendfältigen Sternen hing. Die Wiese ist nass vom Tau.

Die Zeit hält einen Moment inne im Altweibersommer, ehe sie vergeht.

Als würde sie ihrer selbst innewerden.

Ein warmer Wind, noch einmal Sommer.

Innewerden, ganz nach innen zu werden, nach innen sich wenden.

Der schwüle Septembertag macht das Blut schwer, die Glieder, die Augen, der ganze Körper wird so müde, lässt sich sinken, der Wille ist machtlos,

alles im Garten ist wie eingeschlafen, die Fliegen an der warmen Wand, die Schmetterlinge aufgeschlagen auf den Blüten, es ist windstill.

Bilder brechen über mich herein, die Zeiten überdecken sich, als wäre alles in einem Punkt aufgeho-

ben, dem Angelpunkt, der schwerelos macht. Den Sandhügel hinauflaufen, an Stechapfel und Schlehen vorbei, auf den ersten Frost warten, bis die dunklen Beeren im Raureif glitzern.

Über Nacht liegt auf den Dächern leichthingehauchter Schnee.

Vaganten wir, schweifende, irrende Sterne; immer der Versuch zur Verbesserung, immer ein Misslingen, und die Liebe, wir halten sie nur kurz in unseren Händen, in unseren Herzen, wir halten gar nichts.

2009

Sprich

Sag, was du willst, du kannst dich nicht verleugnen.
An deiner Sprache, der ererbten, wird jeder dich
sofort erkennen.

Geh in den Himbeerschlag, sagt Mutter, Großmutter,
geh und pflück die Sonnenglut,
sie wird eingekocht,
zeig deine Zunge, sie ist so scharlachrot.
Geh und schau, ob du etwas finden kannst aus den
Adern der Erde.

Ich finde den lilablühenden Salbei in der Mittags-
hitze und Erdbeeren, Blutfarben aus den heißen Tie-
fen, den Wind über der Wiese und das grelle Licht
auf dem Gras.

Und schon habe ich eine Sommerstunde gesammelt.
Den Mohn, die Beeren
Mittsommernacht,
Herz, Blut und Mund,
Schwarzkirschen am Hut,
da bin ich schon über dem Hügel,
und die Schatten werden länger.

2010

Aquileja

„wenn du dann nach Aquileja kommst,
dann verehere die kantianischen Freunde des Herrn
und die gesegnete Urne des Märtyrers Fortunatus
und verehere gerne den frommen Bischof Paulus,
der mich von Kindheit an zum Eintritt ins Kloster
bewegen wollte.“

Das schreibt der Dichter Venantius Fortunatus im Jahr 570.

Die Gebeine der Märtyrer kann man heute, 1500 Jahre später, am selben Ort noch verehere wie seinerzeit. Die heutigen Straßen gründen immer noch auf römischen Straßenzügen, die Häuser auf römischen Grundmauern, in der Wiese liegen römische Steine, die vielleicht seit der Zerstörung Aquilejas durch das Heer Attilas im Jahr 452 dort liegen geblieben sind. Amici spielen auf diesen Wiesen Fußball, in der glühenden Hitze steht das Wasser im Kanal des römischen Hafens und es ist die verunschene Stunde, in der die Satyrn im Schatten unter den Büschen schlafen. So still und unbewegt säumen die Zypressen die *via sacra*, als wäre keine Zeit vergangen, als wäre alles gegenwärtig, die verstorbenen Menschen säßen da und würden uns sehen, aber unsere Augen sind zu schwach in diesem Licht. Wir fühlen, dass nichts vergangen und vorbei ist, dass alles gegenwärtig ist, was jemals war. In der Hitze der Sonne sind die Steine zu Staub zerbröckelt, auf dem wir stehen. Das Rascheln des Grases, der Blätter, all das wurde von den Vorangegangenen auch gehört und gesehen, und so wie sie

sind, werden wir bald sein und mit helleren Augen auf die blicken, die nach uns kommen.

Ein Lavendelfeld fächert sich auf, der Duft schwirrt in der Luft, gleißendes heißes Flirren umwölkt den Kopf, macht müde. In einem weißgetünchten Haus mit offenem Arkadengang gibt es ein Zimmer zu mieten. Warum bleiben wir nicht?

2009

Über die Art zu leben

Gerade fängt es an zu schneien
Man kann nicht genug Sterne finden
ich hole sie aus dem Keller
Glitzerstaub fällt über mich
einen hänge ich ans Küchenfenster und eine
glänzende rote Kugel
einen Strohstern an das Fenster im Kaminzimmer
den Weihnachtsstern, den echten, muss man erst
finden
ich gehe spazieren
die Schlehen hat der erste Frost erwischt
jetzt kann man sie ernten, aber die wilden Früchte
werden nicht aufgelesen

Weißblühende Schlehenhecken am Gottesacker da-
mals im Monat Mai, weißt Du noch?

Einige Stufen hinauf, über die Schwelle in den Wind-
fang, dann in den Flur, wo das ewige Licht brennt,
Tag und Nacht, es hängt von der Decke in einem
schmiedeeisernen Gefäß. Immer ist es ein blutrotes
schwaches Leuchten. Oder ein Glühen wie von einer
Glut, die noch im Ofen übrig ist nach der Nacht.
Wenn man nachts durch den Gang geht, ist es nicht
ganz dunkelschwarz. Und es gibt einen Nachtschat-
ten, den man wirft.

Die Erinnerungen töten die Lebenskraft. Sie löschen
das Jetzt aus, sie benebeln die Gedanken, das Gehirn
wird weich wie das Herz und der Mensch zerfällt in
Schwermut. Weh dem, der sich erinnern muss.
Nichts geht verloren. Kein Gedanke, kein Wort,
keine Tat. Kein Lebewesen, Kein Sein. Auch wenn

wir hier nicht mehr erinnerlich sind. Manchmal durchbreche ich die Grenze und bin an einem unbestimmbaren Ort, in einer steinernen Stadt, an einem breiten Fluß. Überall sind Menschen, sie stehen und gehen, laut- und gefühllos, völlig affektfrei. Wir wissen nicht, was mit uns geschieht.

Hier gibt es nur Verwandlung. Hier gibt es kein Nichts. Jeder lebt in seiner Hülle, die ihn abschneidet von den anderen, herausschneidet, ihn hinstellt, allein. Jeder ein Kosmos in der Weite. Wir können uns nur in unsere Gedanken retten, in unsere Träume, wir wollen einen Schutzmantel um uns herumlegen – ‚Maria breit den Mantel aus‘ –, aber unverwundbar werden wir nie sein. Jede Spitze dringt hindurch bis ins innerste Mark, bis ins Herz, bis in die Nieren, schlägt tödliche Wunden. Der Wind fährt durch jede Ritze herein.

Wir blenden aus, was uns nicht gefällt. Und doch brennen sich Bilder ein, die wir vergessen wollen, aber erinnern müssen. Wir wissen um uns, wir erreichen nie die Reinheit und Schlichtheit und Einfachheit der Lilien auf dem Felde.

Schneebrüten. Vor dem Schneesturm.

Morgenrot hinter dem schwarzen Gezweig. Schnee auf den Dächern. Der Wind bläht die Vorhänge, als stünde er dahinter. ‚Es schneibelet, es treibelet, es weht ein kalter Wind, es frieren alle Vögelein und alle arme Kind‘. Die matte Sonne streckt ihre Finger langsam übers Dach. Der Wind jagt den Rauch aus den Kaminen in die Höh’ und durch den Himmel bis an die Wolken, bis an die Flugzeuge. Die Menschen darin bewundern die hellgelben und lila Windgestalten. Sie fahren um die Welt und sind selbst Windgestalten und werden herumgewirbelt.

„weh, Windchen, weh, steh, Windchen, steh.“ Aber nichts bleibt stehen. Unmerklich verändert sich alles, verändern wir uns, bis wir woanders stehen. Dann erst bemerken wir unsere Verwandlung.

Wir können getrost sein. Wir haben nichts in der Hand.

Ich denke und weiß nicht, was es bewirkt. Ich werde immer an diese meine Grenze gestoßen und ich weiß, dass ich nicht anders kann.

Ich habe alle Sterne gefunden.

Der Tag wird heller und heller.

2011

Märztag

Ich möchte einfach

Je mehr ich mich abmühe nicht unterzugehen, desto mehr verstricke ich mich und es wird enger und enger um mich herum, als wäre ich eine in einem Spinnennetz gefangene Fliege.

Ich möchte einfach leben. Die Knospen schwellen an den Bäumen, das Fenster steht offen, die Sonne scheint auf die Kastanienzweige. Auf dem Holztisch sortiere ich die Post, jeden Tag, wie in einem Amt. Aber es ist keine öffentliche Einrichtung, sondern eine kleine Denkstube, Schreibstube. Hier stehen die lateinischen Autoren vom Boden bis zur Decke, von Cicero bis Erasmus von Rotterdam.

Und um den Josefstag herum gibt es einen sonnenwarmen Nachmittag, wo der Staub in der Luft sichtbar wird. Wo das Märzblau des Himmels in den Zweigen hängt, der Duft des ersten Veilchens vorüberweht, nur ein Hauch.

Die Blätter des Kirschlorbeers glänzen grell auf im Sonnenschein, darunter liegt nachtschwarzer Schatten, das Totenreich, es ist ja unter uns, mitten in uns. Der Mann, der neulich durch das Gartentor ging, kommt nie mehr, und doch ist es, als wäre er da, und es ist nicht wesentlich, dass er nicht körperlich und sichtbar ist. Alles Körperhafte wächst und gibt sich weiter und vergeht. Geht fort, neigt sich der Erde zu und ist vorbei, das Leben.

Unser Dasein ist wie das kurze Aufblitzen eines Spinnwebfadens silberfein in der Luft.

2010

Kinderspiel

Wir stehen unter dem Haselbaum. Inmitten der Mai-glöckchen.

Der Windhauch ist der Atem Gottes in den Wipfeln der Bäume.

Die Heckenrosen sind undurchdringbar. Sie überwuchern das ganze Haus, darin die Menschheit schläft. Es ist nur ein Spiel. Aber es kommt kein Prinz, vor dem sich die Dornenhecke öffnet. Was machen wir dann? Wir springen aus dem Fenster, von der Gartenbank in die Wiese, und sind gerettet.

Schnitt

Unkraut aus den Gemüsebeeten jäten ist die Strafe für das Versinken in Sehnsucht.

Zurück in die Wirklichkeit, ihr Tagediebe! Aber auch dabei kann man träumen.

Ich schwing mich empor in leichtere Luft, schwerelos fliegen meine Gedanken wie Federn im Wind.

Schnitt

dumpf und stumpf und schwer brütet wochen- und monatelang, völlig ergebnislos, wie es den Anschein hat, mein Gehirn, mein Herz, meine Herzkammer und welkt dahin. Angebunden an irdische Verpflichtungen.

Aber wir haben unsere Geheimsprache und wir treffen uns, unsichtbar, im Wäldchen hinterm Haus, in der Dämmerung, wenn Fuchs und Hase herauskommen, und es geht um Leben oder Tod. Aber, auch wenn wir tödlich getroffen vom Haselschwert niedersinken, das Spiel ist nicht zu Ende.

2011

Rotes Leben

TEIL I.....	7
Aus der Dialysezeit (2002-2003).....	7
Nach der Transplantation.....	28
TEIL II.....	49
ANSICHT IM PROFIL.....	50
Kinderbilder.....	57
Andachtsbild.....	61
unterwegs.....	62
Winterkapitel zu „Der Freiherr“.....	68
Die drei Frauen im Haus auf dem Hügel.....	71
Junizauber.....	73
Planegger Sommer	75
Planegger Winter.....	77
Erster Tag.....	78
Begräbnis in Fridolfing.....	79
Novembernacht.....	81
Schneesturm.....	82
Nachricht.....	85
Regentag – Nichts – nichts Besonderes.....	87
Stadt aus Stein.....	88
Römisches Braun.....	89
Aus meinem Setzkasten.....	90
Sprich.....	92
Aquileja.....	93
Über die Art zu leben.....	95
Märztag.....	98
Kinderspiel.....	99